

## Wissenschaftliche Territorien: wie sie sich präsentieren und demarkieren

*Abstract: Academic Territories: how they present and demark themselves.*

Starting from Tony Bechers und Paul Trowlers *Academic Tribes and Territories* the article firstly discusses linguistic and socio-cultural conditions of statements and the influence they have on constituting scientific disciplines. In the second part the author investigates how national traditions preform knowledge and its acquisition; used as a metaphor the term 'territory' shows how tribal habits can be used as a model for gathering and evaluating knowledge. In the third part it is asked how and how far disciplines and national criteria are compatible and how a global consensus emerges. Part four includes a sketch on the coherence of differently interpreted territories (and respective tribes inhabiting them) and discusses mechanisms of recruiting new academics. In a final part all of this is related to the author's professional experience lasting for over fifty years.

*Key Words:* Disciplines' Boundaries, Academic Tribes and Territories, National Traditions in the Humanities, Canon and Carreer, Innovative Concepts in the Humanities, Semio-History.

### Vorbemerkung

Ausgehend von Tony Bechers und Paul Trowlers *Academic Tribes and Territories* erörtert dieser Aufsatz zunächst die linguistischen und soziokulturellen Bedingungen von Aussagen und welchen Einfluss sie auf die Konstituierung von Disziplinen haben. Im zweiten Abschnitt wird untersucht, wie nationale Traditionen Wissen und die Gewinnung von neuem Wissen prägen; als Metapher gebraucht, zeigt der Begriff ‚Territorium‘, wie „tribalistische“ Gepflogenheiten in verschiedenen Gebieten für das

Zusammentragen und Auswerten von Wissen leitend sind. Der dritte Abschnitt geht der Frage nach, inwieweit wissenschaftliche Disziplinen und nationale Kriterien vereinbar sind, und wie sich ein globaler Konsensus über wissenschaftliche Disziplinen herausbildet. Der vierte Abschnitt bringt eine Skizze über die Zusammenhänge zwischen den verschieden aufgefassten Territorien (sowie den sie „bewohnenden Stämmen“) und der Rekrutierung des ‚Nachwuchses‘. Im letzten Abschnitt beziehe ich schließlich meine eigenen Berufserfahrungen auf diese Fragen; da sich die Disziplins-Praktiken im Laufe des letzten halben Jahrhunderts geändert haben, ist mein subjektiver Blick auf sie potenziell aussagekräftig. Leitend ist eine Maxime, die der große Physiker Richard Feynman in verschiedenen Varianten immer wieder aufgebracht hat: da es Forscher/innen ohnehin niemals gelinge, sich auf einen Kurs zu einigen, sei es am vernünftigsten, den gerade am aussichtsreichsten scheinenden Weg zu wählen.

## I – Demarkation nach Disziplinen

Ein neues Buch von Alan Greenspan nennt sich *The Map and the Territory*.<sup>1</sup> Der Titel ist irritierenderweise identisch mit dem eines Romans von Michel Houellebecq, der drei Jahre zuvor erschienen ist.<sup>2</sup> In dem Roman kommen zwar zahlreiche „reale“ Personen des mondänen Pariser Lebens vor, wohl der „Elite“ Frankreichs zuzurechnen und im Sinn Tony Bechers eine Art „Stamm“, doch ist das Ganze zu einer Fiktion montiert, deren Kartographie keineswegs das sozio-politische Territorium des Hexagons wiedergibt. Greenspan hingegen verfolgt die Absicht (offenkundig versuchend, sein etwas ramponiertes Renommee zu reparieren), den momentanen Stand der ökonomischen Dinge gemäß seinen Analysen darzustellen. Er hebt gleich ganz zu Anfang seines Buchs hervor, dass er sich mit dem Begriff *map* auf das „conceptual framework“,<sup>3</sup> auf den Modellcharakter von Darstellungen, beziehe, der in einem nachvollziehbaren Zusammenhang mit dem Realen stehe.<sup>4</sup>

Aber ebenso wie Hexagon metaphorisch (und wohl allzu poetisch) auf Frankreich Bezug nimmt und es damit (vermöge der indirekten Ansprache) distanziert signifiziert, sind auch im vorliegenden Fall Territorium und Karte (ebenso wie *tribe*) metaphorisch. Ein wissenschaftliches Feld ist nicht wirklich ein Territorium, das ja ein geographischer und politischer Begriff – und aus diesen Bereichen entlehnt – ist. Andererseits erscheint die Sachlage klar, wenn der Beruf Historiker/in ist. Die betreffende Person übt eine Profession aus, die als bekannt vorausgesetzt werden darf. Die Ausübung des Metiers erfolgt in einem recht genau abgezielten (also zureichend definierten) Bereich, der durchaus als Territorium gesehen werden kann – wenn man/frau den metaphorischen Charakter dieser Bezeichnung im Auge behält.

Die Sachbezogenheit – Erklärung des Vergangenen – scheint im Vordergrund zu stehen, aber diese Sache wird in der Praxis davon bestimmt, wie die Profession ihr „Territorium“ jeweils umschreibt. In gewisser Hinsicht bleibt indessen die Verwendung des Wortes Territorium im Zusammenhang mit Geschehen irritierend. „Territorium“ ruft (relativ) Stabiles auf – ein Gebiet, etwa geologisch, bleibt ein Gebiet, und eine Landkarte ist relativ lange gültig, während *das Geschehen* etwas Dynamisches ist. Emmanuel Le Roy Ladurie wählte für seine Vorlesungen am Collège de France den Titel *Le territoire de l'historien*.<sup>5</sup> Seine Antrittsvorlesung ist „*L'histoire immobile*“ betitelt,<sup>6</sup> was einerseits ein historiographisches Programm impliziert, andererseits den eben aufgezeigten Widerspruch „dynamisch/statisch“ nur unvollkommen auflöst. Le Roy Ladurie meinte bekanntlich, dass die „Öko-Demographie“ vom 14. bis zum 18. Jahrhundert im wesentlichen stabil wirke.

Er betonte aber, dass er sich auf das „Hexagon“ beziehe, also ein klar umrissenes Gebiet. Mit diesem Wort wird Frankreich von französischer Sprecher/inne/n metaphorisch umschrieben. Die rhetorischen Konventionen des Französischen (auch im schriftlichen Ausdruck) erlauben bei der zweiten Erwähnung einer Sache die Wiederholung des unmittelbar vorher gebrauchten Wortes nicht. Sage ich *France*, darf ich beim nächsten Mal nicht wieder *France* sagen, sondern muss eine Alternative wählen, also etwa *l'héxagone*. Habe ich gerade *Amérique* gesagt, darf ich dieses Wort nicht unmittelbar danach wiederholen, sondern muss etwa sagen: *outré-Atlantique*. Das mag poetisch und elegant und raffiniert wirken, gibt aber Anlass zu Missverständnissen. Jenseits des Atlantiks liegen noch andere Territorien/Staaten, viele von ihnen von nicht unerheblicher Bedeutung; außerdem lässt das „outré“ natürlich auch an die *départements et territoires d'outre-mer* denken (z. B. Réunion, Wallis et Futuna, Kerguelen etc.), also „Außenbesitzungen“ Frankreichs, die außerhalb des Hexagons liegen.

Für frühere Jahrhunderte ist mit *héxagone* weniger ein homogener Sprachbereich umschrieben – der Prozess der *francisation*, der mit Villers-Cotterêts 1529 beginnt, wird eigentlich erst vor gut hundert Jahren mit der „republikanischen Schule“ Ferrys abgeschlossen – als eben tatsächlich ein Territorium: es wird ein späterer Sprachgebrauch zurück projiziert, der auf den fixen Regeln heutigen „kultivierten“ Sprechens beruht. Welche Bevölkerungen (der Plural ist wohl angebracht) finden sich in einem Territorium? Sind es „Stämme“ (*tribes*)? Erinnern wir uns, dass zumal deutsche (und deutschnationale) Philologien diesem Konzept auf eigentümliche und wenig sympathische Weise sehr zugetan waren (konkret zu denken ist an den Germanisten Nadler). Auch der Begriff Territorium ist in mancher Hinsicht prämodern und entspricht nicht mehr den heutigen vernetzten globalen Strukturen. Er ruft teils immer noch aktuelle Vorstellungen von hierarchischer Ordnung und geographisch prädestinierter Verfügbarkeit über Menschen in Nationalstaaten hervor.

In vielerlei Hinsicht ist es letztlich egal, was wie benannt wird – vorausgesetzt zwei Grundbedingungen sind erfüllt: die Herkunft des gewählten Begriffs muss klar sein, und er darf nicht ideologisch aufgeladen werden, sondern muss kritisch „dekonstruiert“ werden. Im konkreten Eingangsbeispiel der französischen Historiographie geht es bei derlei Begriffen im wesentlichen um Entlehnungen aus der Ethnographie. Aber jeder transponierte Begriff wird, graduell abhängig von seiner Anwendung, unvermeidbar Metapher, auch wenn er vorher (relativ) unmetaphorisch war. Mit voller Absicht stelle ich also eine erste kursorische Analyse von semantischen und präsentativen Modi an den Anfang, um sogleich klar zu machen, dass historische Vorstellungen nicht zuletzt durch Ausdrucksweisen zustande kommen. Es ist nichts als unhaltbare Naivität anzunehmen, dass man/frau an „die Dinge an sich“ direkt herankomme, die Sprache samt ihren rhetorischen Traditionen ist immer mit dabei.

Die Grund-Proposition ist, dass Territorium gleichwohl auch als Arbeitsbereich oder -gebiet (und nicht nur als geographisches Gebiet) verstanden werden kann. Aber keineswegs nur in der französischen Sprache wird der Begriff *territoire* fast automatisch auf ein national (oder regional und lokal) definiertes Gebiet bezogen (für *territory*, Territorium etc. gilt Analoges). Damit ist allerdings eine Reihe von Fragen aufgeworfen. Ich nenne zunächst nur folgende. Ist die Bevölkerung (innerhalb) eines Territoriums (auch nur annähernd) homogen? In Analogie dazu: arbeiten alle innerhalb eines Arbeitsgebiets, einer Disziplin, gleich oder auch nur ähnlich? Sind „akademische Stämme“ (Becher) an Territorien gebunden? Und wie viele können in einem solchen koexistieren? Wie viele Ethnien, linguistische Gruppen, Klassen, Kasten, Kader, Kamarillas können innerhalb eines staatlichen Territoriums koexistieren, ohne das System zu überfordern, und – per Analogie hergeleitet – inwieweit ist die Koexistenz verschiedener Paradigmen innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin möglich?

Territorium impliziert einerseits etwas Finites, schon Abgegrenztes, andererseits aber auch, dass es vielleicht noch unentdeckte (oder noch nicht kartographierte) Gebiete gebe; zu denken ist an die weißen Flecken auf den Karten Afrikas vor gar nicht so langer Zeit. Darüber hinaus spielt die mögliche Existenz von „unknown unknowns“ eine Rolle. Die Festlegung von territorialen Grenzen ist etwa im Hinblick auf vermutete Energiereserven von kardinaler Bedeutung: in diesem Fall könnte man/frau von „as yet unknowns“ sprechen. Von einem zoologischen Blickwinkel aus muss zudem in Betracht gezogen werden, dass okkupierte Gebiete verteidigt zu werden pflegen, und es ist nicht nötig, auf „man's animal brain“ zu verweisen, um zu sehen, dass auch im sozialen Zusammenleben der Menschen quasi animalische Verhaltensmuster nur allzu häufig sind.

Wie verlaufen Grenzlinien, wie sind sie motiviert? Gerade innerhalb Europas nimmt die Bedeutung, die Grenzen zugeschrieben wird, wieder zu. Die „immer innigere Gemeinschaft“, die die EU erträumte, wird primär von den ökonomischen und fiskalisch-finanziellen Katastrophen dementiert, während eine Reihe weniger konkreter Faktoren ebenfalls in erstaunlichem Ausmaß hereinspielt, von traditionellen Loyalitäten zu kleinräumigen Gebieten bis hin zu religiösen Obsessionen. Gerade an diesem Punkt dürfen wir uns nicht täuschen: was als Sachzwang, Notwendigkeit und daraus resultierendes quasi immaterielles Charakteristikum erscheint, ist letztlich auf eine Praxis des sozialen Tuns im Certeauschen Sinn rückführbar<sup>7</sup> und demzufolge variabel und inkonstant, und die zugrunde liegenden Kausalitäten sind, wegen ihrer irrationalen Komponenten, nur sehr schwer greifbar.

Alle Wörter in solchem Umfeld sind fragwürdig – und unübersetzbar. Im Vereinigten Königreich: zwei *nations* in einem *country* (Schottland + England); für die Deutschnationalen war eine *Nation* auf zwei *Staaten* aufgeteilt (Österreich, Deutschland). Sprachlicher Ausdruck ist „realitätsstiftend“. Die Metapher impliziert Analogie, und tatsächlich lassen sich zwischen dem Denken in nationalen (oder nationalstaatlichen) Kategorien und der Auffassung, dass akademische Disziplinen recht genau abzugrenzen seien (hinsichtlich ihrer Themenstellungen, Techniken und Wissensziele), befremdende Ähnlichkeiten feststellen. Vergleichbar dem sogenannten „Nationalcharakter“ (inzwischen wird der elegantere Begriff „kollektive Mentalitäten“ vorgezogen) weisen auch Wissenschaftsgebiete (vorgeblich oder tatsächlich) *in praxi* spezifische Eigenschaften auf. Sie unterscheiden sich mehr oder weniger deutlich von denen angrenzender (oder auch ferner liegender) Gebiete. In den Kernzonen, gruppiert um die Wissensmachtzentren, tritt das jeweils Typische mit besonderer Klarheit hervor, gegen die Peripherien hin mag eine Art Ausfransen festzustellen sein.

Das Hauptcharakteristikum der Geschichtswissenschaften ist, ganz simpel gesagt, sich mit Vergangem zu beschäftigen. Aber dennoch wird zumindest *implicit* diesem Vergangenen Relevanz für die Gegenwart zugeschrieben. Und welches „Vergangene“ wie behandelt wird, gibt Aufschluss über gegenwärtige Motivationen. Damit ist eine Bestimmung (quasi im Sinne einer Triangulation) durchgeführt; sie deutet auf eine Verschränkung von Nachwirkendem und Vorausgehendem hin. Das „Spatale“ der Historiographie – der Raum qua Forschungsgebiet oder Territorium – wird ausgewogen durch das Temporale des Geschehenen. Es geht also nicht nur („per se“) um ein Zurückliegendes, sondern insbesondere darum, wie gegenwärtige Motivation die Relevanz von Vergangem definiert und damit retroaktiv auf das eigentlich Historische Einfluss nimmt.

Aber das Historische ist offenkundig viel zu weitläufig, um selbst von einer alles in allem personell umfangreichen Profession überblickt zu werden. Dieser nicht völlig bewusst gemachte Umstand hat vermutlich zu einer bemerkenswerten terminologischen Umstellung beigetragen. Sie ist jüngerem Datums, als man glauben möchte: Der nunmehr präferierte Plural Geschichtswissenschaften zeigt – indem er den quasi integrativen Singular, der einen eindeutigen Definitions- und Delimitierungsanspruch stellte, ablöste – eine Öffnung an. Grenzen sind durchlässiger geworden, innere Vielfalt ist zugewonnen worden, wenn auch das Ideal veritabler Interdisziplinarität immer weiter entweicht. Die Kartographie hat sich angepasst, wird aber dem Territorium immer noch nur unzulänglich gerecht. Der Umstieg auf den Plural Geschichtswissenschaften bringt immerhin einen Zugewinn an innerer Vielfalt, der nicht *à la longue* dargelegt zu werden braucht: zu Diplomatie- und politischer Geschichte sind Wirtschafts-, Sozial-, Mentalitäts-, Technik-, Frauen-, Alltagsgeschichte etc., etc. hinzugetreten – und nicht bloß additiv, sondern integrativ.

Pragmatisch *und* wissenschaftstheoretisch gesehen ergeben sich daraus mindestens zwei Probleme. Niemand (als Person) kann „all das“ überblicken, schon gar nicht in seinen temporalen Staffelungen. Und das Territorium ist weniger genau bestimmbar. Was noch vor annähernd zwei Wissenschaftler/innen-Generationen, allerdings durch erhebliche Einengung, wenigstens für eine bestimmte Ära (und eben durch Engführung innerhalb eines bestimmten Gebietes) tendenziell überblickbar war, ist durch den neuen (wenn auch oft nur impliziten) universalistischen Anspruch fast gänzlich unhandhabbar geworden. (Allerdings hat es immer schon Vorwürfe gegeben, jemand maße sich mit einer weiteren Perspektive zu viel an, das Forschungsfeld sei zu weitläufig, weites Ausgreifen manifestiere nur Halbbildung, respektive, je nach Belieben, die Darstellung sei nicht präzise genug oder gehöre immer noch mehr eingeengt, wodurch *à la limite* nur mehr zwei, drei Spezialist/inn/en übrig blieben.)

Was früher Hilfswissenschaften genannt worden ist, hat mutiert zu, sagen wir provisorisch, adoptierten Disziplinen. Eine „territoriale Erweiterung“. Von weiteren Konsequenzen zunächst zu schweigen. Es ist etwa offenkundig, dass Wirtschaftsgeschichte ohne solide nationalökonomische Kenntnisse nicht auszuüben ist (umgekehrt werden Ökonomen ohne historische Perspektiven nur allzu leicht in die Irre gehen<sup>8</sup>); Technikgeschichte erfordert solide Kenntnisse aus Bereichen wie Physik, engineering etc. – bis hin zu detaillierterem Spezialwissen (Aviatic z. B.). Weniger markant ist das, in abnehmender Weise, bei Sozial- und Kultur- und Mentalitätsgeschichte, aber eben nur weniger deutlich: ohne soziologische Kompetenz oder etwa mit nur defizitären Kenntnissen in puncto Kultur oder spezifischer Kunst werden die Ergebnisse fragwürdig sein, auch wenn die jeweilige Insuffizienz weniger aufzufallen pflegt als in Natur- und Technik-Wissenschaften. Studien (auch historische),

die sich nur der eigenen Gruppe und „Identität“ widmen – *queer studies* etwa oder *black studies* – verengen darüber hinaus die Perspektive in einem so entscheidenden Ausmaß, dass bisweilen Kritik vorgebracht wird, hier studierten manche nur mehr fast ausschließlich sich selbst. Eine gewiss notwendige Konterstrategie muss einen besonders starken Akzent auf komparatistische Momente setzen.

Es ist also schwierig, ein „wissenschaftliches Territorium“ zu umreißen, und noch schwerer, die vielen in ihm Tätigen zu charakterisieren. (Behalten wir die Frage im Auge: weisen sie tatsächlich gewisse Merkmale der Angehörigen von „Stämmen“ auf? Ja: wenn man bereit ist, mit Metaphern vernünftig umzugehen.) Die Grenzziehungen waren aber immer schon höchst merkwürdige. Kunstgeschichte vermochte von der Geschichtswissenschaft im „eigentlichen“ Sinn nie vereinnahmt zu werden, was sich bis heute für die Auswertung von Quellenmaterial beispielsweise zu materieller Kulturgeschichte ungünstig auswirkt. Wirtschaftsgeschichte führte teilweise eine Eigenexistenz, spielte eher in die „allgemeine“ Geschichte hinein, als dass sie sich von ihr gängeln ließ.

Als generelle Regel lässt sich postulieren: Je geringer *physics envy*, desto leichter lassen sich rationale Eigenpositionen aufbauen und festigen. Allerdings könnten wir die Sache einmal umdrehen und sagen: ja, ohne Zweifel weisen die historischen Wissenschaften nie die Präzision von Physik und anderen Naturwissenschaften auf, aber jene sind, auf profunde Reflexionen angewiesen, gerade deshalb nicht zu verachten, weil man viel und „schön“ denken muss. So besehen, ist die lange Zeit allzu stark im Vordergrund stehende „empirische“ Ausrichtung auf restringierte Quellencorpora und spezifische Archive nichts als ein Reflex, der in gewisser Weise eben tatsächlich auf den *physics envy* zurückzuführen ist. Dieser Reflex ist insofern lobenswert, als er zu großer Gewissenhaftigkeit führt; er ist verständlich (um nicht zu sagen selbstverständlich), engt allerdings den Raum genereller Erkenntnis ein. Es kommt uns jedenfalls zugute, dass „Quellenmaterial“ heute ungleich weiträumiger verstanden wird als früher (das historiographische Territorium hat sich ausgedehnt). Aber auch die gewissenhafteste Auswertung bleibt unzureichend ohne Spekulationen und Theoriebildung und anschließende Versuche von Verifikation und Falsifikation.

Eine kritische Erörterung der Grenzlinien zwischen den „klassisch“ historischen und wirtschaftsgeschichtlichen Territorien und ihren Populationen könnte auf die Fundierung durch Quantifizierung und Mathematisierung letzterer verweisen, vielleicht schon zu einer Zeit, als die Allgemeine Geschichte noch der „Einführung“ nachträumte. Datenermittlung und -auswertung sind aber in jedem Fall eine komplexe Geschichte; es wäre falsch, die interpretatorischen Faktoren dabei zu unterschätzen. Am deutlichsten wird das zur Zeit bei der Auseinandersetzung zwischen „*austerians*“ und Keynesianern, bei der es in der Tat um Entscheidendes geht. Han-

delt es sich hier sozusagen um zwei „Stämme“, die dasselbe Territorium bewohnen und beanspruchen? Verwenden wir den Begriff „Stamm“ bewusst metaphorisch – und hergeleitet aus der Ethnographie<sup>9</sup> –, kann er hilfreich sein.

Vorentscheidungen, die Perspektiven betreffen, sind von großer Wichtigkeit. Der Begriff Erkenntnisinteresse wäre ebenfalls am Platz, allerdings nur dann, wenn man umgehend in Rechnung stellt, dass „Interesse“ eine komplette Landschaft auch vorbewusster Motivationen impliziert. Ein Beispiel: Walter Laqueur ist hinsichtlich der Zukunft Europas außerordentlich pessimistisch, er geht primär von einem klassischen politikhistorischen Dispositiv aus, ohne diverse andere Komplexe zu ignorieren.<sup>10</sup> Barry Eichengreen erweist sich mit einer ebenfalls auf 2007 zurückgehenden Publikation als ähnlich skeptisch – also schon vor dem Einsetzen der Großen Krise –, Diagnose und Prognose wirken aber balancierter, indem er die unstreitigen Erfolge der europäischen Staaten bis 1973 stark betont.<sup>11</sup> Das gleiche „Territorium“ in sachlich-thematischer Hinsicht: aber aus verschiedenen Perspektiven.

Die beiden Bücher Laqueurs erheben, schon von den Titeln her – auch wenn sie dramatisieren –, einen generellen Anspruch („allgemeine“ Geschichte!: ein sehr ausgedehntes Territorium). Eichengreen gründet seinen Anspruch auf gültige Aussagen deutlich spezifischer auf präzise (und komparatistische) Forschungen zu den verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklungen europäischer Staaten seit 1945. Reinhart und Rogoff stecken den Rahmen wesentlich weiter: sie behandeln acht Jahrhunderte „finanziellen Wahnsinns“.<sup>12</sup> Anhand eines Aufsatzes der beiden ist nun allerdings eine (könnte man sagen) Stammesfehde ausgebrochen. Die „90-Prozent-Schwelle“, die sie angeblich postulieren – jenseits derer Staatsverschuldung zu deutlicher Verlangsamung des Wirtschaftswachstums führte –, ist von Forschern in Amherst attackiert worden. Die Aufregung darüber ist nur vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen Keynesianern und „austerians“ zu verstehen.

Lassen wir den fast perfekten Homomorphismus (Austrians/austerians) beiseite: immerhin lassen ja beide Wörter, auch der Neologismus, an die Austrian School of Economics denken (Menger, Böhm-Bawerk, Mises etc.); vor allem Hayek ist zu einem Reizwort (oder vielmehr quasi zu einem Reizkonzept) geworden. Die Auseinandersetzung auf dem Felde ökonomischer Theorie(bildung) und deren Anwendbarkeit hinsichtlich politischer Optionen zeigt uns zwei „Lager“: schlicht gesagt, zwischen den Sparsamen und den Prassern. Aber die Wörter der Nationalökonomie sind größer als die des üblichen Sprachgebrauchs, obzwar es keinen Grund gibt, jemanden als „schwäbische Hausfrau“ abzutun, weil sie einen gut geordneten Haushalt anstrebt. Ich habe mit voller Absicht auf solche Wortwahl angespielt, um auf die (massen)politische Dimension der hochakademischen Kontroverse hinzuweisen. Denn wenn in den *club med*-Ländern Europas nun Deutschland die Rolle des Bösen spielt (Nazistiefel und Hitlerbärtchen), dann mag das zu einem Teil dem sogenann-



ten Volksempfinden entspringen, hat aber auch eine Komponente, die von der „hohen Politik“ beigetragen wird. Zwei soziologisch unterscheidbare Anschauungsweisen ein und desselben Gebiets. (Ich verweise nur auf den scharfen Angriff der französischen Sozialisten auf die deutsche Politik, der *Le Monde* zugespielt wurde;<sup>13</sup> dies nimmt in vielen seither erfolgten Äußerungen seinen Fortgang.)

Eine ökonomische oder eine historische Perspektive also (oder etwa eine ethnographische)? Alle soziale Praxis verwischt die Grenzen der Disziplinen, die im akademischen Bereich gleichwohl weiter bestehen. Wir haben festgestellt, dass schon das Überblicken einer einzigen tendenziell unmöglich ist, was zum Teil auch die Schwierigkeiten mit der Interdisziplinarität erklärt. Indessen zeigt die sich zuspitzende Kontroverse um Austerität versus Keynesianismus auch deutlich, dass akademische Disziplinen, indem sie letztlich doch Einfluss auf politische Entscheidungen haben, nicht nur schwer abzugrenzen sind, sondern sich in verschiedenen Kulturbereichen und Ländern auch unterschiedlich darstellen. (Und zudem wird bisweilen nicht zu Unrecht gesagt, die Handlungsratschläge – etwa Budgetdefizit-Reduktion oder *deficit spending* – dienten nur zu einer Rechtfertigung *a posteriori*.)

## II – Markierung nach nationalen Prädispositionen

„Prädispositionen“ ergeben sich aus historischer Erfahrung, also aus einer Art kollektiven Interpretation – beispielsweise – unbeeinflussbarer Entwicklungen (etwa des Klimas in einem bestimmten Territorium) und gewählter Kurse (z. B. auf „Stammes“-Überzeugungen rückführbare Außenpolitik), über deren Zusammenhänge wir erst wenig wissen. Der Grund für dieses geringe Wissen liegt an der mangelnden komparatistischen Qualität historischer Studien, die sich traditionell auf klar abgegrenzte Territorien (im Regelfall national definiert) beziehen. Die Hinwendung zu immer knapperen Teilbereichen – thematisch und temporal, geographisch oder was die untersuchte soziokulturale Gruppe betrifft – hat, aller Verdienste etwa der *microstoria* zum Trotz, zu einer sich weitenden Distanz zwischen geschichtswissenschaftlichen von gesamtgesellschaftlichen Koordinatensystemen beigetragen.

Die Gefahr von Vereinfachung besteht. Bewusst gemacht, kann sie zur Einsicht führen, dass in verschiedenen Kultur- und Sprachbereichen verschiedene Disziplinen unterschiedliche Machtpositionen einnehmen und ungleiche Tendenzen zur Dominanz aufweisen. Die entsprechenden Positionen und Dynamiken korrespondieren mit generellen Ausrichtungen der Gesellschaften, in die die Wissenschaften eingebettet sind. Trotz Walras (der Österreichischen Nationalökonomischen Schule durchaus verwandt) etwa vor gut hundert Jahren sind die Wirtschaftswissenschaften in Frankreich ähnlich marginalisiert wie die Wirtschaft selbst, worüber auch ein

Sensationserfolg wie Thomas Pikettys *Le Capital au XXI<sup>e</sup> siècle* nicht hinwegtäuschen kann.<sup>14</sup> Vor fast zwanzig Jahren erschien ein heute noch erinnertes und immer noch einflussreiches Buch mit dem Titel *L'horreur économique*, das den „finanziellen Totalitarismus“ anklagte und allein in Frankreich eine Auflage von 350.000 Exemplaren erzielte, was für ein Buch zur Ökonomie offenkundig ungewöhnlich ist.<sup>15</sup>

Eine gewisse in Frankreich endemische Aversion gegen Kommerz, globalen Handel, ja sogar Industrie im allgemeinen korrespondiert mit einer, wie man früher gesagt hätte, „schöngestigen“ Ausrichtung der höheren Bildungs- und Forschungseinrichtungen. Man/frau könnte durchaus von Stammesbrauchtum sprechen. Daraus ist beträchtlicher Einfluss der Human- und in geringerem Maß auch der Sozialwissenschaften erwachsen. Diese Dynamik wurde durch die einstmals erhebliche Präsenz der französischen Sprache gestützt. Der Kontrast zu den angelsächsischen Ländern, in denen empirische Soziologie oder Nationalökonomie bedeutende Positionen inne haben, ist deutlich. Ähnlich ist die anhaltende Präferenz für Heidegger bemerkenswert, während die Faszination Carl Schmitts in Frankreich zu denken gibt und die Traditions-Linie von Locke und Mill bis hin zu John Rawls oder Ronald Dworkin für den angelsächsischen Bereich charakteristisch ist.

Derlei Kontrastierungen wirken unvermeidlich generalisierend, oft sogar impressionistisch; aber wer versucht, verschiedenem „Brauchtum“ nachzuspüren, ist diesem Risiko unvermeidlich ausgesetzt. Zur Illustration sei an Tony Judts sarkastische Darstellung der *École Normale* erinnert:<sup>16</sup> erhebliche Unterschiede existieren, es hat keinen Sinn, sich mit der Ausrede politischer Korrektheit darum herum zu schummeln. Es wird zu wenig bewusst gemacht, dass die Universitäten in Frankreich eine kärgliche Randexistenz fristen; was zählt, sind die *grandes écoles*, aus denen so gut wie alle Personen des sogenannten öffentlichen Lebens hervorgehen, von der Administration bis in die Wirtschaft und die Finanzen. Position und Prestige dieser *écoles* sind so unantastbar, dass jede (auch konstruktive) Kritik daran wirkungslos abprallt; sie wird gewissermaßen im Sinne Roland Barthes' rekuperiert. Dieses Gefälle *université – grandes écoles* hat eine Entsprechung in Oxbridge und Ivy League vs. *red-bricks* oder „just some college“. Manche Stämme sind eben etwas Besseres: die entsprechenden *university presses* gelten ungleich mehr als weniger bekannte Verlage, ungeachtet ihrer intrinsischen Qualitäten. Annähernd mit Becherscher Terminologie könnte von „Landnahme“ und Behauptung des eingenommenen Territoriums gesprochen werden. Es mehren sich darüber hinaus die Anhaltspunkte dafür, dass bei der Benotung – einer Art Selbstbeurteilung – auch nicht alles zum besten stehe.<sup>17</sup>

Nationale Prädispositionen kristallisieren sich in der akademischen Welt mit besonderer Deutlichkeit. Die Bevorzugung gewisser Disziplinen, die in unterschiedlichem Maß methodisch-theoretische Unterfangen begünstigen oder behindern, ist dafür ein Kriterium. In Frankreich haben bekanntlich Anthropologie und Ethno-

graphie lange Zeit die erkenntnistheoretischen Rahmen aller Disziplinen erheblich beeinflusst; an den *Annales* ist es deutlich abzulesen. Historisch ist das nicht zuletzt aus der kolonialen Vergangenheit herzuleiten, die ja, adaptiert, in gewisser Weise bis heute weiter existiert; die spezifische soziokulturale Szenerie des Wissenschaftsbetriebs kann dann in einem quasi porösen Verhältnis zum Ensemble „nationaler“ Epiphänomene stehen. Es ist auch nicht weit hergeholt, eine gewisse angelsächsische Vorliebe für *economics* aus den intensiven Handels- und Finanzbeziehungen herzuleiten. Wohl gemerkt: Es geht um Tendenzen, Wahrscheinlichkeiten und nicht um eindeutige Befunde. Gleichwohl wären, zumal komparatistisch, weiterreichende empirische Daten wünschenswert.

Am ehesten erscheint eine solche Quantifizierung hinsichtlich der Sprachen möglich, in denen wissenschaftliche Studien abgefasst werden.<sup>18</sup> Da es aber inzwischen in Gestalt des Englischen eine *lingua franca* gibt, sozusagen eine „Leitsprache“ der Wissenschaften, hilft uns das für die Aufklärung allfälliger „Stammesgewohnheiten“ kaum weiter. Wir bleiben auf impressionistische Zugänge angewiesen; auch sie sind bis zu einem gewissen Grad kontrollierbar und ihre Ergebnisse nachvollziehbar. Der Habitus universitärer Forscher und Lehrer ist weltweit nicht gleich, auch wenn sich bestimmte Standardisierungen vollziehen. Ich habe soeben nur die maskuline Form verwendet, um auf die Vermutung hinzudeuten, dass die zunehmende Präsenz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb Verhalten und Umgangsformen auf längere Sicht verändern könnte. Es hat den Anschein, als würden sich einige typische Habitus-Formen der klassischen deutschen Ordinariatenuniversität inzwischen eher in Residuen als voll ausgeprägt manifestieren.

Simple Observationen erlauben es, ziemlich unterschiedliche Muster zu unterscheiden. Aber die nötige Beweiskraft – die wir im wissenschaftlichen Denken nur aus den präzisesten Daten gewinnen zu können glauben – geht ihnen ab. Das ist nicht zuletzt das Resultat karikatürlicher Verkürzungen, die aus ikonisch verfassten „summaries“ idealtypischer Umstände erwachsen. Man/frau denke an den Oxford *don*, den deutschen Gelehrten, den französischen *normalien*, der seinerseits wieder in der *rue d'Ulm* lehrt. Wie unterscheidet sich der Habitus des *Homo academicus* (Bourdieu) gestaffelt nach nationalen Territorien und speziellen „Landschaften“ der akademischen Disziplinen und Sub-Disziplinen – eingedenk des Umstands, dass Landschaften Spezifika aufweisen, die nicht zuletzt „im Auge des/der Betrachters/-in“ sind?

Becher und Trowler sprechen von „disciplinary fragmentation“<sup>19</sup> und dass es dennoch „unifying factors“ gebe.<sup>20</sup> Wie haben sich die Habitusformen in überschaubaren (oder schlicht erinnerbaren) Zeiträumen verändert? Wie unterschiedlich stellen sich, komparatistisch, die diversen Umgangsformen mit Forschung und Lehre dar? Und wie unterscheiden sich „academic tribes“ von nicht-akademischen „Stäm-

men“? Wie viele von diesen vermögen in einem relativ homogenen westfälisch-nationalstaatlichen Bereich zu koexistieren? Überdies muss immer in Betracht gezogen werden, dass ja „Stamm“ à la Becher nicht unironisch verwendet wird. (Umso besser, denn nebst allem anderen müsste irgendwann auch die Frage gestellt werden, wie sich Stämme von Sippen oder Klans und von Staaten unterscheiden.)

Diese – durch einige Jahrzehnte europäischen Hoffens – tendenziell überwunden geglaubten Staaten sind das, was ich bei meiner Verwendung des Begriffs Territorium primär im Auge habe. Seine Verwendung wirft eine Menge Probleme auf. Souveränes Territorium? Wie grenzübergreifend können „Stämme“ gedacht werden? Flämisch gibt es zu beiden Seiten einer Staatsgrenze; der germanophone Wissenschaftsbetrieb kannte kaum eine österreichisch-deutsche Grenze (wenn auch viel mehr Deutsche in Österreich berufen wurden als umgekehrt). Gibt es Homogenität hinsichtlich der Klassen (eine Art Solidarität von „Eliten“ einerseits, „breiten Massen“ andererseits) oder vielmehr eine solche der Berufe und ihrer Ausübung? Führen solche Fragen zu Vorstellungen korporatistischer Verfasstheit einer Gesellschaft? In welchem Ausmaß sind Finanz und Handel wirklich grenzüberschreitend, indem die „Globalisierung“ (die „zweite“: die erste, vor 1914, war erfolgreicher) momentan sehr fragil wirkt? Gibt es Gemeinsamkeiten über territoriale Grenzen hinaus, gerade unter Wissenschaftler/inne/n, eine Internationale der Forscher/innen und Denker/innen sozusagen?

Von all diesen und anderen hier nur angedeuteten Fragen scheinen mir im gegenwärtigen Kontext die der Wissenschaftler/innen/gemeinschaft und die eines möglichen Hinausgreifens über nationalstaatliche Grenzen hinweg die wesentlichsten. Ich versuche, in einer ironischen Skizze zu pointieren. Gibt es einen quasi internationalen Habitus von Wissenschaftler/inne/n, ungeachtet der „nationalen“ Herkunft, also primärer soziokultureller Pägung? Wir müssen hier über Klischees hinaus gelangen, ohne sie völlig zu ignorieren, weil sie, proper analysiert, sehr aufschlussreich sein können. Kann man/frau etwa in Form eines strukturalen Oppositivs das gravitatische Auftreten und die versuchte Eleganz des sprachlichen Ausdrucks französischer *universitaires* der *laid-back* Haltung tweed-jacket tragender, Saab-fahrender US-*academics* gegenüberstellen? Sarkastisch würde ich sagen, mit der verbalen Ausdrucksfähigkeit ist es gar nicht mehr so weit her (zu sehr ausschliesslich rhetorischen Traditionen verhaftet), und Saab ist tot (Frauen haben ohnehin in der Regel eher Volvo gewählt).

Ich habe mir ein Stichwort geliefert: Auto-Signifikation. Natürlich drückt ein Automobil – unvermeidlich – etwas aus; vorbewusst haben sich das viele zunutze gemacht, aus der Not eine Tugend machend, um eben eher planmässig sich zu kennzeichnen. Der Kleidungscode ist allerdings mindestens ebenso wichtig. Das ist natürlich eine Abgrenzung und Ausgrenzung nicht Zugehöriger, eine ziemlich

klare Aussage über eine Art Mitgliedschaft. Der lose geknüpfte Schal über offenem Hemdkragen sagte lange Zeit: ich bin *universitaire*. In Kapitel 4 von *Homo Academicus*<sup>21</sup> spricht Pierre Bourdieu von *défense*. Er bezieht sich damit auf die Verteidiger einer alten Ordnung, die sich bedroht sehe von Funktionsveränderungen des universitären Marktes. Neuaufnahmen wollen gut geplant sein.

Eine solche Verteidigungs-Strategie wird gewiss auch durch das Festhalten an Formen des Auftretens transportiert, die Zugehörigkeit markieren. Solche Techniken könnten letztlich erfolversprechender sein als „inhaltliches“ Operieren zum Zwecke von Modernisierung: ist nicht alles letzten Endes dazu verurteilt, entweder totgeschwiegen oder rekuperiert zu werden (Barthes)? Allerdings würden sich – hätten sie auch nur das geringste Interesse daran – die Angehörigen der mächtigen „Eliten“ (also der Geld-Eliten) zweifellos darüber mokieren, dass sich gewöhnliche *universitaires/academics* überhaupt zur Elite zählen. Diese Frage verdient in Betracht gezogen zu werden. Denn die Position des Wahrgenommen-Werden-Könnens – zu denken ist an *public intellectuals*, die mit erheblichen Einschränkungen Teil der Prominenz werden können, ohne jemals gänzlich den Status von echten *celebs* zu erreichen – ist ein Privileg, von dem wir nicht genau wissen, auf welche Weise es verliehen wird. Wir wissen nur, dass dazu gewisse Posen nötig sind; es muss auf gekonnte Art und Weise ein Cocktail *constructed* werden, dessen Bestandteile wohl überlegt sein wollen.

Es fehlen uns verlässliche Daten über die Häufigkeit, mit der bestimmte Themen in bestimmten Sprach- und Kulturbereichen abgehandelt werden; der Zusammenhang mit der Prädominanz (und dem „Prestige“) einzelner Disziplinen liegt auf der Hand. Insbesondere im transnationalen Vergleich brächte uns derartiges Material ungemein viel; seine Aufbereitung erforderte allerdings hochkomplexe Algorithmen, die es vermöchten, hinter Themenwahl und Titel oder die Politik jener Verlagshäuser zu blicken, die überhaupt noch wissenschaftliche Arbeiten publizieren. Überdies unterscheiden sich, was die Soziokulturen und Sprachbereiche betrifft, Herangehensweisen (angewandte Techniken) ebenso wie Rezeption (die gleichwohl, zu denken ist an die berühmten „Teetischbücher“, vorgespiegelt sein kann). Mit Sicherheit ist es aber unzureichend, mit Impressionismen à la *Annales*-Tradition in Frankreich, *intellectual* und *political history* in den USA, deutliche Dominanz von Faschismusforschung oder Alltagsgeschichte oder *oral history* in Deutschland und Österreich, das Auslangen finden zu wollen.

Gibt es eine Korrelation zwischen bevorzugten Themen und Behandlungsweisen einerseits und denjenigen Territorien andererseits, die die einzelnen Stämme der Geschichtswissenschaften bevölkern? Die deutlichste, die auch am leichtesten empirisch nachzuweisen ist, rührt aus den Sprachgrenzen her. Die nationalstaatliche Sprache wird immer seltener verlassen; sogar wenn es eine Rezeption aus ande-

ren Sprachgebieten gibt, setzt sie in der Regel Übersetzungen voraus. Und selbst in den Human- und Sozialwissenschaften ist außer Englisch eigentlich im Großen und Ganzen nur noch Französisch ein klein wenig präsent. Roger Chartier monierte kürzlich nicht zu Unrecht, dass in der Regel höchstens ein paar „Anglo“ Star-Autor/inn/en à la Judith Butler zitiert werden, darüber hinaus ein oder zwei deutsche Alibi-Namen.<sup>22</sup> Die zunehmende Konzentration auf die eigene Nationalsprache begünstigt gewiss das traditionalistische Weiterführen von Methoden ebenso wie von Themen. Umgekehrt führt die Dominanz des Englischen dazu, dass es quasi *über-peers* gibt: die anglophonen Wissenschaftler/innen sind funktional die höchste Instanz – sie sprechen die entscheidenden Urteile. Und die Unmenge dessen, was sie nicht rezipieren, verfällt eben. Der oft mangelhaften Meisterung des Englischen durch Non-Anglophone entspricht dieses ebenfalls wesentlich linguistisch determinierte Nicht-Wahrnehmen-Können der Nur-Anglophonen.<sup>23</sup>

Es ist leicht zu sehen, dass es nicht zuletzt aus diesen Gründen schwierig ist, neue Themen und Verfahrensweisen und Theorien zu finden und zu entwickeln.<sup>24</sup> Die Formel, dass sich Stammesgewohnheiten nur langsam ändern, scheint angebracht. Solche Gedankengänge legen Hypothesen darüber nahe, warum gewisse – drängende – historiographische Probleme vernachlässigt bleiben. Den Hauptgrund sehe ich im Mangel eines „historiographischen Komparatismus“, was vielleicht für einen Österreicher wegen der multi-lingualen und multi-ethnischen Geschichte des früheren Imperiums besonders augenfällig ist. Es ist aber auch richtig, von einer „Mauer des Vergessens“ zu reden (Verdrängen wäre vielleicht ein zutreffenderer Begriff), obzwar hier die Geschichtswissenschaften auf Fortschritte verweisen können – allerdings nicht überall im gleichen Ausmaß. Das wird an der Verwicklung in Faschismus/Nationalsozialismus am deutlichsten, die sich keineswegs nur in Deutschland und Österreich manifestiert. Im Hinblick auf die *bloodlands*<sup>25</sup> ist inzwischen einiges klar geworden, aber auch anderswo wäre noch viel aufzuarbeiten.

Als *case in point* dient Frankreich, wo zwar die Mitverantwortung für den Holocaust inzwischen bemerkt wird, aber das Vichy-Syndrom noch immer unvollkommen aufgearbeitet ist. Paxtons Pionierarbeit hat hier nicht im wünschenswerten Ausmaß Konsequenzen gehabt (und liegt auch schon über vierzig Jahre zurück).<sup>26</sup> Die vierte revidierte Auflage von Sternhells *Ni droite ni gauche*<sup>27</sup> kompensiert diesen Umstand ein wenig, ändert aber nichts Grundsätzliches daran, dass die Mehrheit der Bücher über den Rechtsextremismus in Frankreich aus dem sogenannten angelsächsischen Bereich stammt und in manchen einschlägigen französischen Publikationen euphemisierende Tendenzen erkennbar sind.<sup>28</sup>

Der Erwerb und die Weitergabe von Wissen sind abhängig von Regel- und Kontrollinstanzen, die hauptsächlich außerhalb des Wissenschaftsbetriebs liegen. Dass Frankreich 1945 die Rolle einer Siegermacht plus ein permanenter Sitz im Sicher-

heitsrat eingeräumt wurde, schuf eine Grundlage, die auch für das kollektive Selbstverständnis aller im Wissenschaftsbetrieb Tätigen und nicht nur für staatliche Instanzen dezisiv ist. Demzufolge beruhen also Themenwahl und entsprechende Behandlungsmethoden nicht nur auf wissenschaftlichem Ethos: sie sind vorprogrammiert von Rahmen, die der „Super-Stamm“ Staat vorgibt. Es ist gefährlich naiv, solchem Sachverhalt zu wenig Augenmerk zu schenken. Die jeweilige „Zunft“ (ein Ausdruck, der, vor Jahrzehnten in Mode, etwas abgekommen ist) ist immer in Versuchung, sich Autonomie zuzuschreiben und übersieht allzu leicht, dass Forschung und Lehre eben vom Staat und seiner „symbolischen“ Macht (Ausübung) in Form der Finanzierung abhängig sind. Was nur allzu oft (ein wenig im barthesianischen Sinn) als „natürlich“ empfunden wird<sup>29</sup> – beispielsweise die Tradition, in die etwas eingebettet ist –, erweist sich als durch und durch politisch konstruiert und kann unter Umständen so autoritativ, ja oppressiv sein, dass es kaum Raum für Auswege gibt. Aus diesem Grund erscheint es unhaltbar, die Territorien und Stämme des Wissenschaftsbetriebs ohne explizite Bezüge auf die nationalstaatlichen Bedingungen zu denken.

### III – Das Zusammenwirken nationaler und „diziplinärer“ Programmierungen

Dem Wort Disziplin eignet eine merkwürdige Doppelbedeutung: Wissenszweig und Ordnungsgewalt. Das Zusammenlaufen der beiden Notionen wird im Wissenschaftsbetrieb allerdings nur zu deutlich. Umgekehrt konnten wir soeben eine gewisse Diskordanz zwischen nationalen Prädispositionen wissenschaftlicher Felder einerseits und ihrer universalen Konstitution andererseits diagnostizieren. Das, was symbolische Gewalt genannt wird, unterliegt mindestens zwei „Regimes“: einem spezifischen soziokulturellen (und damit *in praxi* wesentlich nationalstaatlich) verfassten Set von Regeln, Definitionen, Aufgaben sowie einem generellen und neutralen, das sich einer puren Definition der Wissenschaftlichkeit und der jeweiligen individuellen Wissenschaft verpflichtet.

Es ist offenkundig, dass die erste Funktion eine konkretere ist; sie wirkt regulierender als ein Ideal, das sich wesentlich auf ethische Kriterien beruft. Wenn Bourdieu schreibt, „[...] l’usage du langage [...] dépend de la position sociale du locuteur qui commande l’accès qu’il peut avoir à la langue de l’institution, à la parole officielle, orthodoxe, légitime“<sup>30</sup> hat er primär – was das Wort Institution deutlich anzeigt – jene erstgenannte Kontroll-Instanz im Auge, wirft damit aber auch *implicite* die Frage der Ethik wissenschaftlichen Sprechens auf. Soziale Position und Stellung im hierarchischen System: wenn die Institution aber Wissenschaft betreiben soll, ist

bloß orthodoxe Legitimation, vom Nationalstaat quasi verliehen, jedenfalls unzureichend. Es wäre zwar falsch, dem generellen Wissenschaftsideal jegliche Autorität abzusprechen, doch gebietet Einsicht in die soziale Praxis, dass sich die dezisiven Definitions- und Dominanzspiele nicht primär aus ihm herleiten. Einfach gesagt, nationale Determinanten triumphieren über transnationale.

In ihrem Herrschaftsbereich, der durchaus territorial zu verstehen ist, bestimmen also Besitzer (oder wenigstens Verwalter) der Definitions- und sonstigen symbolischen Gewalten, was worüber auf welche Weise gesagt werden kann. In gewisser Weise und bis zu einem gewissen Grad erscheinen so die Macht innerhalb einer Disziplin und diejenige in einem gesamten Sprach- und Kulturbereich koextensiv. Aber es bleibt ein Rest: Disziplinen verfassen sich, allen nationalen Gepflogenheiten zum Trotz, global (wiewohl in unterschiedlichem Maß). Der „Reiz des Reinen“ und Moralischen, also wenigstens versuchter Abgehobenheit von den soziokultural-nationalen Geboten, hat Attraktivität. Die Praxis der Wissenschaft setzt sich damit internationaler wissenschaftlicher Kontrolle aus. Es handelt sich um die „peers“. Aber es zeigt sich, dass es *peers* und *peers* gibt. Wie in jedem soziokulturalen System gibt es auch in der Wissenschaftler/innen-Gemeinschaft Hierarchien. Wer zahlt, befiehlt: der Anker nationalstaatlicher Eingebundenheit (Lohnabhängigkeit!) ist niemals wirklich zu lichten. Und die Gemeinschaft der *peers* ist ihrerseits nicht nur eine Kontroll-, sondern auch eine Disziplinierungsinstanz.

Die Koextensität verschieden definierter und instrumentalisierter Wissenschaftlichkeit kann folglich nur einen bestimmten Grad erreichen (z. B. „nationales“ Interesse versus „reine Wissenschaft“). Nationalstaatliche Regelungen sind eine von zwei koexistierenden symbolischen Definitions- und Delimitierungs-Gewalten (die andere ist das hehre Ideal des reinen universalen Gewissens). Es ist zu befürchten, dass das erstgenannte Muster immer dominant bleiben wird. Grenzübergreifende *peer reviews* mögen ein exzellentes Beispiel für den Versuch sein, über die engere Determination hinaus zu gelangen. Aber sie haben ihrerseits gravierende, nur allzu offenkundige Schwächen. Staaten oder Kultur- und Sprachbereiche konkurrieren im Sinne „symbolischer Gewalt“ nach Bourdieu auf ähnliche Weise wie Wissenschaftler/innen, und diese tun das international wie auch national.

*Peer reviews* – noch mehr das *ranking* universitärer Einrichtungen – sind ebenso auf Konkurrenz (und Rivalität) hin orientiert wie die jeweilige nationale Szene und die nationalen Szenen untereinander. Sogar können wir auch in puncto Ranking und *peer reviews* bestenfalls unvollkommene Lösungen erblicken. Einerseits werden nationale Prägungen (seien sie vorbewusst) immer hereinspielen, zum anderen ergibt eben die internationale Rivalität ihrerseits klare – möglicherweise sich überordnende – Interessenslagen. Zitierkartelle können Staatsgrenzen unschwer überspringen, das „Vorauslob“ großer Autor/inn/en auf den Waschzetteln großer Ver-



lage ist auch nicht ohne, und die hierarchische Anordnung der Sprachen (ich habe bereits insinuiert, dass „kleine Sprachen“ eben bestenfalls eine kleine Rolle spielen) tut ein übriges.

Sozial- und kulturalanthropologische Überlegungen geben über den Grad der Identifikation des/der jeweiligen Forschers/-in mit den Ordnungsrastern Aufschluss. Die westfälisch-nationalstaatlichen Raster geben auch der Wissenschaft Grenzen vor, am deutlichsten in Form der Nationalgeschichten. Diese addieren sich nicht einfach (deutsche + französische etwa ergeben keine europäische Geschichte). Zudem bauen die wissenschaftlichen Disziplinen im wesentlichen andere Kriterien auf („Gegenstand“, Erkenntnisinteresse, Methoden etc.). Konflikte sind vorprogrammiert: wer fühlt sich eher „seinem/ihrem Land“ verpflichtet (die Anführungszeichen drängen sich förmlich auf) oder der puren Wissenschaftlichkeit? Achtung indes: es wäre ein grober Irrtum, hier völlige Bewusstheit anzunehmen. Wir sprechen auch, wiederum metaphorisch, von verschiedenen Kartographien. Eine ist also determiniert durch die klassischen Markierungen des westfälischen Systems, das die gültigen soziokulturellen Parameter immerhin approximativ vermittelt, die andere durch wissenschaftstheoretische Kriterien, die naturgemäß zur Globalität tendieren.

„Das Wissenschaftliche“ kann eben nicht separat vom „Gesamtgesellschaftlichen“ gesehen werden. Auch ohne auf Foucault zurückzugreifen muss die Einbettung der wissenschaftlichen Praxis in die Netzwerke soziokultureller und vor allem (in weitestem Sinn) materialer Praxis bedacht werden. Das Mischungsverhältnis soziokultureller und wissenschaftstheoretischer Autorität kann jeweils nur im Einzelfall bestimmt werden. Daraus ergibt sich einmal mehr die emphatische Forderung nach komparatistischen Techniken: sie gestatten erst tendenziell generellere Aussagen, gleichwohl ohne jemals die Totalität unangreifbarer „Wahrheit“ zu gewinnen. Das Dilemma der *participant observation* (Teilnehmende Beobachtung) ist seit langem geläufig; gerade deshalb kann die Forderung nach einer universalen Moral aufrechterhalten werden. Sie muss allerdings postuliert und dann praktiziert werden, sie ist nicht einfach vorzufinden.

Selbst innerhalb dessen, was okzidentales Paradigma genannt werden kann, sind deutlich ausnehmbare Diskrepanzen auszumachen. Sie hängen, wie wir gesehen haben, von linguistischen Loyalitäten ab, von der Fähigkeit, grenzübergreifend zu denken, von teils vorbewussten Aversionen oder Sympathien. Sie ergeben sich auch aus einer Reihe von anderen Faktoren, etwa aus ungleich schnellen Abläufen des Gewinns und der Verarbeitung von Wissen sowohl im sozialen Leben als auch in den Wissenschaften. (Le Roy Laduries Vision von immobilier Geschichte kommt in den Sinn, aber auch das *Storia d'Italia* Konzept von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.<sup>31</sup>) Das neue Paradigma der Renaissance – es wäre passender, *Rinascimento* zu sagen, da die entsprechende Dynamik in „Italien“ ihren Ausgang

nimmt – scheint, mit einem Begriff von Greenblatt gesagt, eine generelle Umstellung vorzunehmen.<sup>32</sup> Aber das scheint in gewisser Weise nur so: es ist weder ein Phänomen, das geographisch zu fassen ist (Italien), noch ist es, soziologisch betrachtet, umfassend. Ebenso wenig vollzieht es sich eben überall mit dem gleichen Tempo, zu schweigen von Intensität, Sättigungsgrad, mit ähnlicher Dauerhaftigkeit.

Gemäß dem bisher Ausgeführten ist es in Bezug auf „Territorien“ angebracht, an Überlappungen zu denken. Das Geographische und Historisch-Kartographische rufen den Eindruck eines Homogenen und Kontinuierlichen hervor: ein und dieselbe Sache bis zur Grenze, lila oder rosa Farbe (ein Fünftel der Landmassen in letzterer Farbe oder etwa die weithin unbewohnte Sahara lila – die „Besitzungen“ Britanniens und Frankreichs). Aber in Wahrheit haben wir es mit einem Non-Uniformen und Non-Kohärenten zu tun, mit einer Pluralität mehr oder weniger gut koexistierender Bedeutungssysteme, die unterschiedliche Bindekräfte aufweisen. Das sind die berühmten Bezugsrahmen (*frames of reference*).

Es lohnt sich, die Frage noch einmal – und in aller Offenheit – zu stellen: Sehen sich Individuen, die eine bestimmte Staatsangehörigkeit haben, eher nationaler Solidarität verpflichtet oder, vom professionellen Gesichtspunkt her, wissenschaftlichem Ethos? Und *inwieweit* können die zugrunde liegenden psychologischen Prozesse bewusst gemacht werden? Ich verweise zurück auf meine Erwähnung von Zev Sternheils Studie,<sup>33</sup> anhand derer Gelegenheit war, auf eine Art *double bind*-Situation der französischen Historiographie zu verweisen: dem „natürlichen“ Reflex zu folgen und die Geschichte Frankreichs zu akklamieren oder kritisch auf die dunklen und verdrängten Punkte zu insistieren.

Paradoxerweise haben es in dieser Hinsicht die deutschen und österreichischen Historiker/innen leichter, wenn auch auf recht fatale Weise. Dem NS-Syndrom war einfach nicht auszuweichen, und bemerkenswerterweise hat sich die Zunft alles in allem anständig verhalten und dem Ethos eindeutig den Vorrang vor anderen, fragwürdigen Kriterien eingeräumt. Für die Zunft – wollen wir bei diesem problematischen Begriff bleiben – ergibt sich daraus allerdings eine stärkere Distanzierung gegenüber ihrer Gesellschaft insgesamt: Die Diskordanz der Auffassung der „Profis“ zur landläufigen Meinung der breiten Massen ist in diesen Fällen größer als in vorstellbaren Vergleichsbeispielen. (Es ist so – an einem US-Beispiel verdeutlicht –, als stünden gewissermaßen *blue state* Historiker/innen einer gänzlich *red state* verfassten Gesellschaft gegenüber.)

In direkter Gegenüberstellung frankophoner und germanophoner Historiographie weisen in der erstgenannten generell national-kulturelle Muster gegenüber generell ethisch orientierten eine markantere Prävalenz auf als in letzterer. Anders gesagt, französische Forscher/innen (die in einem Ausmaß das Gros der *francophonie* darstellen, dass belgische, schweizerische, kanadische frankophone Arbeiten

quantitativ unwesentlich erscheinen) sind deutlicher eingebettet in einen gesamtgesellschaftlichen Konsensus: Die nationalstaatliche Kohärenz (im Sinne einer Art „*motivation républicaine*“) ist im Vergleich größer als bei den fragmentierten Identitäten und Legitimitäten im deutschsprachigen Bereich.<sup>34</sup>

In jedem Fall erscheint „das Territorium“ bedeckt von verschiedenen Folien (Gender,<sup>35</sup> Nation, Sprache, politische Orientierung etc.), die sich nicht nur unterschiedlich überlappen, sondern auch unterschiedlich durchsichtig sind. Aus der Frage, welcher dieser legitimitätsstiftenden und emotional motivierenden „Folien“ bewusst und unbewusst man/frau sich verpflichtet fühlt, ergibt sich eine weitere. Wie weit können prinzipiell diverse – mitunter divergierende, ja potentiell kontradiktorische – Loyalitäten überhaupt koexistieren? Orientiert sich etwa eine französische Historikerin nach ihrer politischen Überzeugung (die vorbewusst einfließen kann), nach ihrem Pass respektive nach dem Nationalstolz (ja, den gibt es auch noch), nach wissenschaftstheoretischen Optionen, nach dem Umstand, dass sie französisch und nicht etwa englisch oder deutsch oder italienisch schreibt, oder nach ihrem Geschlecht – und in welchem Mischungsverhältnis? Der entscheidende Punkt ist hier natürlich, dass das bei männlichen „Professionisten“, außer hinsichtlich des Gender, nicht viel anders aussieht; allenfalls könnten die Standard-Stereotypisierungen (z. B. maskulin versus feminin) konformer sein, weil sie Schein-Sicherheiten bieten.<sup>36</sup>

Diese übereinander gelegten Folien ihrerseits zweifelhafter Kartographien fangen also gegen ihre Ränder hin aus (immer noch Metaphern, wie auch Territorium und Stamm Metaphern sind).<sup>37</sup> Es ist vorzuziehen, an Übergangszonen statt an Grenzlinien zu denken. Und ähnlich gibt es nie nur die „feminine“ oder „maskuline“ Schablone, sondern ebenfalls nur Mischformen. Die zahllosen Schattierungen zu denken, die jeglicher Aussage (auch jeder historiographischen) zugrunde liegen, ist tendenziell unmöglich, sollte aber zumindest angestrebt werden. Es gibt nicht nur „Stammesgewohnheiten“ und Gender-Programmierungen, sondern auch untereinander konkurrierende Weltbilder, die sich temporal staffeln, aber auch simultan. Die Ablöse eines eben noch gültig scheinenden Paradigmas erfolgt nicht in einer klaren Zäsur. Und der jeweils gegenwärtige Wissenschaftsbetrieb ist der Schauplatz von Dominanzkämpfen, die nicht nur personenzentriert, sondern auch disziplinentorientiert sind, will sagen, die prävalenten (Sub-)Disziplinen sind eine Funktion der Motive derjenigen Personen, die sie vertreten, durchsetzen, als Leitbilder installieren.

Die herrschenden Paradigmata werden von jenen Stämmen getragen (es ist nie nur ein einzelner, die Kämpfe zwischen den Stämmen entsprechen denen um die jeweilige Führungsspitze), die sich am überzeugendsten durchzusetzen wissen. Aber: überzeugend wodurch und für wen? Leicht abgewandelt ist nun abermals eine Grundfrage zu stellen: Sind die Stämme des Wissenschaftsbetrieb doch nichts als

eine Subkategorie der übergeordneten – mangels eines geeigneteren Worts – Nationalkulturen? In diesen sind es die jeweiligen *establishments* (der Begriff ist ein wenig aus der Mode gekommen), die die Dinge definieren, regulieren, kontrollieren, disziplinieren. Foucaults *Surveiller et punir* kommt in den Sinn.<sup>38</sup> Wir können noch konkreter – und gegenwärtiger – werden. Wie sind die Eliten der Gegenwart verfasst? Wer oder was macht sie zu Eliten? Ohne zynisch zu sein, kann gesagt werden, dass es sich wesentlich um Selbsternennung handelt. Ihnen selbst zufolge ist es allerdings ihre supreme Intelligenz und Kompetenz; aber die Frage ist natürlich, ob das Autodeklarative und Autodekretierte nicht ein *dead give-away* ist.

Es hat den Anschein, dass im internationalen Wettbewerb verschiedene „nationalkulturelle Eliten“ miteinander konkurrieren. Man/frau dürfte wohl zunächst an die Ostküsten-Universitäten der USA (plus Stanford und einige wenige andere) oder an „Oxbridge“, vielleicht an die sogenannten Großen Schulen (*grandes écoles*) in Frankreich. Das ist ja ein Hauptmotiv bei Tony Becher. Letztere nehmen bekanntlich in entscheidenden Punkten, vor allem hinsichtlich der immer wieder angesprochenen Erzeugung von Eliten die Rolle ein, die anderswo Universitäten spielen.<sup>39</sup> Aber nicht alle Universitäten haben international die gleiche *visibility*.

Die Verhältnisse in Frankreich sprechen eine deutlichere Sprache als anderswo: Die staatlich produzierten und programmierten Eliten fühlen sich als ganz außerordentlich legitimiert, sie halten sich, sogar ehe sie sich konkrete Verdienste erworben haben, für eine Meritokratie und manifestieren ein korrespondierendes Gefühl von *entitlement*. Das ist nicht zuletzt das Resultat einer im „Hexagon“ intensiv empfundenen Konkurrenz mit dem angelsächsischen Bereich. In gewisser Hinsicht haben wir es hier tatsächlich mit einem Krieg zu tun, einem Krieg, der mit den Mitteln der symbolischen Gewalt ausgetragen wird. Das wahrscheinliche französische Veto gegen ein mögliches Freihandelsabkommen USA–EU bietet eine klare Illustration: die Besonderheit Frankreichs („*l'exception culturelle*“) müsste französischer Auffassung zufolge a priori *hors délibération* gestellt werden. Im Zusammenhang damit ist auch die Gegenstellung zum „*single European sky*“ zu sehen, der ökonomisch und ökologisch ebenso wie vor allem in puncto Flugsicherheit erhebliche Vorteile brächte.

Aber das prinzipielle Denken von Ausnahmen – „Sonderweg“, „*exception culturelle*“ etc. – ist, gelinde gesagt, merkwürdig. Jeder Staat, jede Gesellschaft hat ihre Spezifitäten, und es ist untunlich, sich selbst eine außergewöhnliche, übergeordnete und qualitative höherrangige Stellung zuzusprechen; das lässt allzu leicht auf einen kollektiven *complexe de supériorité* (der auch leicht sein Gegenteil signifizieren kann) oder ähnliche Symptome schließen. Außerdem scheint folgende Regel zu gelten: Kleine Staaten werden nicht als bedeutsam genug angesehen, um spezielle Wege (in der Geschichte) zu gehen. Es handelt sich hier um mehr als bloße

Stammesfehden. Vielleicht sollte man von „Super-Stämmen“ reden und die größten unter ihnen schreiben sich selbst am meisten Bedeutsamkeit zu?

Gemäß dem bisher Ausgeführten ist folgende Frage zu formulieren: Gibt es Hierarchien von (kollektiven) Zugehörigkeitsgefühlen, also von Sentiments von Identität und Identifikation? Wir haben, aus verschiedenen Perspektiven, bereits die wesentlichsten dieser Bindungen erörtert: Sprache, Geschichte, Klasse, Gender. Niemand identifiziert sich allein nach dem Kriterium von Territorien im eigentlichen Wortsinn – und nicht einmal nach dem *territoire des historiens* (gestattet das Französische schon die Form *historienne*? Insofern ist also die Metapher Territorium im Bezugsfeld Historiker/innen durchaus irreführend. (Im Übrigen haben wir „Stamm“ ja bereits differenziert: Der Begriff kann sich auf linguistische Familien beziehen, auf Kasten und Kader, auf alle möglichen *in-groups* und *peers*, etc., etc.)

Die Problematik eines Moralischen, das Ethos des Wissenschaftlichen, sie sind, nach einer langen pragmatizistischen Phase, in den letzten Jahren wieder öfter aufgegriffen worden. Wir alle nehmen, bewusst oder vorbewusst, entsprechende Orientierungen vor – und sei es nur in Form der Wahl eines möglichst weitgehenden Verzichts darauf. In der Tat ist die oben bereits angesprochene Entscheidung, sich etwa der Faschismusforschung und insonderheit dem Holocaust zuzuwenden, wesentlich auch eine moralische. Was dabei unter Umständen fehlen kann, ist eine generelle und systematische Orientierung. Ursache dafür ist ein antitheoretischer Trend der historischen Wissenschaften, der – teils im Zuge eines mangelhaft verstandenen Utilitarismus – auf Effizienz, Praktikabilität und ein „rein Empirisches“ fixiert war. Aber täuschen wir uns nicht: Orientierungen werden auf jeden Fall vorgenommen, es geht darum, die Entscheidungen so weit wie möglich bewusst zu machen, nur dann vermögen sie eventuell zu begründen sein.

Ich möchte dafür den Begriff *Dezisionismus* vorschlagen. Irgendwann ist der Punkt erreicht, an dem man/frau sich entscheiden muss: für eine Sache, eine Methode, eine Politik, eine Moral – ein Leben. Und es ist besser, wohlüberlegt zu wählen und die Begründbarkeit im Auge zu behalten.

#### IV – Kanon und Kooptation, Kohäsion und Karriere

Im akademischen Bereich können Schulenstreite, alle möglichen Kontroversen, mehr oder weniger gelungene Generationsablösen, Paradigmenwechsel und das Dominanzstreben einzelner Wissenschaftler/innen die Kohäsion eines Feldes erheblich beeinträchtigen. Die Regelungskompetenz ist als Funktion des gegenseitigen Verstehens unter den *peers* zu sehen. Der Balanceakt ist schwierig: Der jeweilige Kanon muss so weit stabilisiert werden, dass seine Bindekraft nach innen und

seine Überzeugungskraft nach außen Weiterexistenz ermöglichen; er muss andererseits genügend flexibel sein, um auf aktuelle Anforderungen adäquat reagieren zu können. „Aktualität“ ist hier eher im Sinne von Relevanz zu verstehen als lediglich in Bezug auf Modisches, obwohl realistischerweise auch letzterem Bedacht zu schenken ist.

Die Kooptation neu Aufzunehmender – scheuen wir uns hier nicht, von einer eng geknüpften Gemeinschaft zu reden, für die es mehrere Umschreibungen gibt: Zunft, Stamm bis hin zu unerfreulicheren wie Koterie oder Kamarilla oder erfreulicheren Phänomenen wie beispielsweise den Ehrenkodex, anschaulich ausgedrückt in der kanadischen *iron ring* Tradition der Ingenieure<sup>40</sup> – muss folglich mehreren Kriterien entsprechen. Die Rekrutierung muss Bedacht nehmen auf jene Balance (oder Dialektik) von Innovation und Tradition. Damit muss gleichwohl eine Wette auf die Zukunft abgeschlossen werden. Weder kann gewusst werden, wie sich die Dinge weiter entwickeln, noch ist mit Sicherheit zu sagen, wie sich der/die neu Aufzunehmende verhalten wird.

Naturgemäß haben es hier die „soft sciences“ viel schwerer als die technischen Fächer und die Naturwissenschaften. Es ist unschwer festzustellen, ob ein/e Kandidat/in, sagen wir, in Astrophysik etwas taugt, es ist schwieriger, tatsächliche Qualität in einem philologischen Fach eindeutig zu beurteilen, vor allem wenn sie sich (natur)wissenschaftliche Mäntelchen umhängt.<sup>41</sup> Daraus ergibt sich nicht zuletzt, dass das, was Bourdieu und Passeron Reproduktion genannt haben, in den Humanwissenschaften auf spezifische Weise problematisch ist.<sup>42</sup> Die Sache wird dadurch kompliziert, dass die neu zu Rekrutierenden zu den künftigen Verwaltern des „kulturellen Kapitals“ (wie Bourdieu immer sagte) gehören werden. Ich habe aus solchen Gründen bereits mehrere Male auf die Rolle des Staates verwiesen, der die Rahmenbedingungen des zugrunde liegenden soziokulturellen Kanons vorgibt. In manchen Fällen werden diese wie Glaubensinhalte gehandelt. Die Selektion der „Erben“ (wie Bourdieu und Passeron in einem anderen Buch sagen<sup>43</sup>) nimmt dergestalt Rücksicht auf eine nahtlose Fortführung dessen, was „immer schon“ gültig war. Die Selektion weist ein deutlich beharrendes Element auf; in extremen Fällen kann das, wie in Frankreich gesagt wird, zu *pétrification* (Versteinierung) führen, ohne dass allerdings diese Selbstkritik zu merklichen Konsequenzen führen würde. Die Reproduktion führt ganz einfach zu Immobilität, um ein Wort Barthes' zu paraphrasieren.<sup>44</sup>

Die nationalen Spezifika gehören zu jenen verschiedenen Folien, die zusammen im Eindruck korrekter Kartographie resultieren. Sie legen sich, wie gesagt, übereinander. Die daraus resultierenden Eindrücke scheinen Verpflichtungen nahezulegen. Ihr Zusammenspiel entscheidet, was weswegen im jeweils in Frage stehenden wissenschaftlichen Feld (oder Territorium) mehr oder weniger Bedeutung hat. Das französische Beispiel hat uns mit großer Deutlichkeit gezeigt, dass eine „nationale

Präferenz“ einen *override*-Effekt über andere Loyalitäten gewinnen kann. Ich bin beileibe nicht der Einzige, der behauptet, die Eliten (die Pariser „intellektuellen Eliten“ also) betrachteten sich als Sachwalter des gesamten Landes; sie fühlen sich legitimiert, *entitled*. Mit Fug und Recht wird man/frau an ihrer Kompetenz Zweifel anmelden. Auch das ist von Bourdieu bereits deutlich ausgedrückt worden.<sup>45</sup>

Territorien, die eigentlich – im Sinne der *commons* – von der Allgemeinheit besetzt und besessen und verwaltet werden sollten, können immer mehr quasi als Privateigentum einer privilegierten Kaste empfunden werden. Diese fühlt sich allerdings berufen, also qualifiziert genug und folglich autorisiert, die (politischen) Entscheidungen und (wissenschaftlichen) Definitionsleistungen zu erbringen. „Si les aristocraties n'aiment jamais les parvenus, ce n'est pas seulement par un de ces réflexes qui est au principe de toute espèce de *numerus clausus*, c'est surtout que, par leur réussite trop rapide [...], ces tard-venus arrivistes rappellent la violence arbitraire qui est au principe de l'accumulation initiale“, schreibt Bourdieu.<sup>46</sup> Solche Analysen führen zu der Einsicht, dass das Politische letzten Endes der dezisive Referenz-Rahmen auch allen Wissenschaftlichen ist – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß je nach Soziokultur, Sprachbereich, Staat. Das resultiert im Risiko fataler und permanenter Reaffirmation des Bestehenden.

Differenzierungen ergeben sich aus den Spezifika der Kooptation und der jeweiligen Profundität und Intensität der Identifikationen der neu Rekrutierten. Je stärker die Identifikation mit „der Nation“ oder „dem Staat“, desto größer die Gefahr – es ist unmittelbar evident –, dass Kriterien der Wissenschaftlichkeit zu kurz kommen. Allzu oft sind sie nachrangig gegenüber politischen (auch parteipolitischen) Vorgaben. Die deutsche (und in dieser Hinsicht auch die österreichische) Tradition haben uns in dieser Hinsicht einiges anschauen lassen, und ich habe den Eindruck, dass Lehren daraus gezogen worden sind. Generell geht es darum, ob respektive in welchem Ausmaß *peer pressure*, wie vorbewusst auch immer, prädominant politisch oder szientifisch motiviert ist. Aber verfallen wir nicht in den Irrtum, dass das Szientifische jemals „politikfrei“ sein könnte. Es geht um die dezisionistische Palette: Wer wählt wie, und inwieweit ist er/sie sich in welchem Ausmaß der getroffenen Wahl bewusst?<sup>47</sup>

Die Regelung durch die (szientifischen) *peers* ist also ihrerseits eingebettet in und abhängig von umfassenderen Bezugsrahmen. (Wohlgermerkt: ich verstehe *peers* in diesem Kontext in Entsprechung zu „*peer reviews*“ – die Qualitätskontrollen darstellen sollen –, nicht im Sinne der *hard-wired peer pressure*, die von früher Kindheit an Verhaltensformen dirigiert.) Die in letzter Zeit häufig und mit Besorgnis diskutierten *identity politics* spielen zweifellos ebenfalls eine bedeutende Rolle; sie weisen eine entfernte Ähnlichkeit mit *peer pressures* auf, ohne mit ihnen identisch zu sein. Auf welche Weise ist aber jeweils zu ermitteln, wie (geschichts-)wissenschaftliche

Tätigkeit, unter Druck (*pressure*), gerade auch mit politischer Einstellung in Zusammenhang steht? Ethos und Moral kommen zumindest dadurch ins Spiel, dass die Frage gestellt werden muss, wie die (von Bourdieu angesprochenen) autodefinierten sozialen und soziokulturellen Interessen, vertreten durch effiziente *pressure groups*, zu rechtfertigen sind.

Noch bis vor wenigen Jahren wurde die Auffassung vertreten, dass die (Zweite) Globalisierung das Paradigma grundlegend verändern werde. Aber tatsächlich scheint ein Neo-Nationalismus zu erstarken, dessen frühere Formen schon 1914 die Erste Globalisierung zunichte gemacht haben. Das zunehmende Rekurrenieren auf nationale „Souveränität“ (gerade etwa in Frankreich) und die Renationalisierung der Kapitalmärkte (die unheilige Allianz von Staatsschulden, die von den Banken des eigenen Landes finanziert werden, wobei letztere dann wieder vom Staat aufgefangen werden müssen) sind dafür die alarmierendsten Anzeichen. Damit wird der Einfluss der „nationalen Eliten“, der im Zuge eines Transnationalismus zu schwinden schien, wieder größer. Hobsbawm sah den Nationalismus als Ausdruck der Politik der herrschenden Klassen – was ja fast eine Tautologie darstellt –, woraus auch folgte, dass man/frau *für* die Globalisierung sein müsste. Es muss nicht nur eine Internationale von Kapital und Kommerz geben, wie immer unterstellt wird, es kann auch eine der Gerechtigkeit und Chancengleichheit sein; und der sozio-kulturelle (utopistische?) Wunschtraum kann auch die Wissenschaften umfassen.

Es ist nicht schwer, einen Widerspruch zwischen den etatistisch und den globalistisch orientierten Paradigmata zu postulieren, was bedingt Rawls' Differenzierung *decent vs. liberal peoples* entspricht.<sup>48</sup> Wie steht das mit dem Wissenschaftsbetrieb in Zusammenhang? Wir haben den staatlichen Rahmen, also gewissermaßen ein eindeutig abgrenzendes Territorium, vor allem in „symbolischer“ Hinsicht, bereits ausführlich in Betracht gezogen. Egal ob es sich um das gesamtgesellschaftliche Wohl oder die vernünftige, geistige Wohlbefinden versprechende wissenschaftliche Tätigkeit handelt, gibt es – bedauerlicherweise – immer noch unübersteigbare Einengungen und Grenzen. Die Grenzbefestigungen werden sogar schon wieder höher. Es mag zwar, wie Dworkin sagt, „dramatic changes[s] in political boundaries“ geben,<sup>49</sup> aber das Erzielen eines „*good life*“ wird noch immer oft genug an Beeinträchtigungen aller Art zu Schanden.

Demgemäß ist die politische Landkarte *die* Vorgabe an die Wissenschaften. Konkret geht es darum, wer mit welchem Anspruch auf Legitimität die Grenzen, alle Grenzen, vorgibt, und wer, aus welchen loyalitäts- und „solidaritäts“-abhängigen Motivationen, diese Grenzen respektiert oder zu überschreiten trachtet. Wenn ich nun von „symbolischen Grenzen“ (ein wenig im Sinn Bourdieus) spreche, so spiele ich damit auf jene Definitionen an, die als „natürlich“ und selbstverständlich gelten, aber in Wahrheit vorgegeben sind durch nicht kritisch geprüfte Traditio-



nen, Gewohnheiten und Zwänge, die als nicht hinterschreitbar ausgegeben werden: kurzum eben die Rahmenbedingungen jedweder in der Gesellschaft vorgenommenen Tätigkeit.

Wir sind damit bei den epistemischen Werten angelangt, und ich fände es unzutreffend anzunehmen, dass wir damit nicht vor einem „Enigma stehen, das, in einem Rätsel verpackt, von einem Mysterium umgeben ist“.<sup>50</sup> Denn „We must take care to distinguish these epistemic values from justifying goals.“ Und Dworkin ironisiert dann: „We prefer an elegant to an inelegant theory [...], but we do not study the universe to find examples of elegance.“<sup>51</sup> Das Enigma besteht in den Werten, die ebenso kontradiktorisch wie plural sind, das Mysterium darin, wie wir ihre allgemeine Verbindlichkeit darlegen können, und das Rätsel in der sozusagen technischen Vorgangsweise, diese Verbindlichkeit effektiv in Gang zu setzen. Der *Dezisionismus* betrifft Einzelne; aber nur größere, einflussreiche Gruppen können etwas in Bewegung bringen.

*Ingroups, peer groups* und *pressures*, Zitierkartelle, Seilschaften, Kamarillas (in zunehmend negativer Richtung gehend). Es gibt freundlichere und abträglichere Wörter für das, was in der akademischen Tätigkeit zu diagnostizieren ist. Um mit den erfreulicheren Dingen zu beginnen. Henri Tajfel hat empirisch nachgewiesen, wie schwierig die Kommunikation zwischen (sei es arbiträr konstituierten) Gruppen ist, und dass der Favoritismus eine entscheidende, von Anfang an präsente, zwar stabilisierende, aber auch exkludierende Rolle spielt.<sup>52</sup> Was für die jeweilige *Ingroup* legitim erscheint, hat für *Outgroups* keine Gültigkeit; schon von einem rein mechanizistischen Blickwinkel her erscheinen daher Kontroversen vorprogrammiert. Daraus lässt sich ableiten, dass oft die Substanz der Argumente eine untergeordnete Rolle spielt, sie stehen in einem kontingenten Verhältnis zur sozialen Relevanz des jeweiligen Problems.

Der eine oder andere Historikerstreit – wir wollen hier nicht nur an den sozusagen klassischen der 1980er Jahre denken: Kontroversen zwischen verschiedenen Schulen gibt es immer und sie machen die Ausübung des Historiker/innen/berufes mitunter auch ganz spannend (wenn auch sehr *stressful*) – erlaubt vorzügliche Nachvollziehbarkeit dieser Mechaniken. Und es amüsiert mich immer, wie viele Revisionismen der „gültigen“ Interpretation des Kalten Krieges ich schon kennenlernen durfte. Es ist erstaunlich, dass sogar in der vergleichsweise „härtesten“ Unterabteilung der historischen Wissenschaften, der Wirtschaftsgeschichte, ein Konsens zwischen „*saltwater*“ und „*freshwater*“ Schulen nicht herbeizuführen ist. Ich möchte anhand dieser Beispiele ein paar analytische Bemerkungen hinsichtlich des Zusammenhangs von Validierung der Forschungsergebnisse und der Rekrutierung des Nachwuchses machen.

Was den „klassischen“ deutschen Historikerstreit anbelangt, scheint mir wichtig zu repetieren, dass die Kategorie des „Sonderwegs“ merkwürdig ist. Kann eine Nationalgeschichte wirklich so außergewöhnlich sein, dass sie sich kategorial von allen anderen unterscheidet? Aber man/frau sieht sofort, dass die Frage in ganz erheblichem Ausmaß eine semantische ist: wieso national? Aber was wäre sonst für ein Ausdruck zu verwenden? Was die *Cold War* Historiographie betrifft, so ist der oftmalige Wechsel der dominanten, akzeptierten Interpretation unübersehbar. Ein „*middle of the road*“ Kompromiss scheint sich noch immer nicht abzuzeichnen. „Salt-“ versus „*freshwater*“ Ökonomen (Keynesianer versus Hayekianer, sehr vereinfacht gesagt) zeigen ebenfalls die Notwendigkeit auf, eine bestimmte Position zu beziehen.

Überflüssig zu sagen, dass inhaltlich hier weder auf die zur Zeit außerordentlich wichtige Ökonomen-, noch auf die Historikerkontroverse eingegangen werden kann. Auch das *Cold War*-Beispiel dient nur zur Veranschaulichung eines Paradigmawechsels.<sup>53</sup> Es geht bei solchen Kontroversen – und ich sage es bewusst mit dieser Metaphorik – wesentlich um ein Strategisches: Entscheidend ist, wer unter Verwendung bestimmter Methoden sich eines Territoriums versichert. Sein (oder ihr) Stamm müssen es sodann verteidigen gegen unvermeidlich auf den Plan tretende andere Stämme, die ihnen dieses Territorium streitig machen. Historikerstreit also. Ich leugne keineswegs, dass es dabei auch um inhaltliche Probleme von großer Wichtigkeit geht. Aber der funktionalistische Aspekt ist insofern von größerer Wichtigkeit, als ohne präzise strategische Überlegung und clevere taktische Durchführung kein Stamm sich in einem Territorium behaupten kann. Es ist dergestalt auch sofort einsichtig, warum Rekrutierung, also Kooptation, eine so immens wichtige Rolle spielt.

Unter diesem Gesichtspunkt des Operational-Funktionalen gewinnt auch der legendäre deutsche Historikerstreit zusätzliche Bedeutung. Es steht außer Zweifel, dass die eingenommenen Positionen insbesondere politische Überzeugungen und Optionen ausdrücken. Aber ganz abseits moralischer Fragen ist es die Frage der Durchsetzbarkeit innerhalb der „Zunft“, die über den Erfolg entscheidet. Und es ist dabei keineswegs primär die Überzeugungskraft der beigebrachten Argumente ausschlaggebend; dezisiv ist, welche Gruppe (welcher „Stamm“) mehr Durchsetzungsgeschick aufbringt. Gerade in diesem Fall ist auch von größter Bedeutung, wie sich der Konsens der internationalen Forschung herauskristallisiert. (Eine gewisse „Akzeptanz“ deutscher Geschichte durch Briten von A.J.P. Taylor und Lewis Namier bis Evans, Kershaw oder Davies, manifestiert und „legitimiert“ durch eigene Schriften und Teilnahme an den deutschen Debatten, war zudem notwendig, um den Eindruck genereller Relevanz zu vermitteln. „Symbolische Gewalt“ auch hier: deutsche Geschichte wird als relevant dekretiert, was auch *gerade* von außerhalb geschehen muss; der Fokus liegt jedenfalls immer auf der „symbolischen Gewalt“.)

Im Sinne des von mir vorgeschlagenen Dezisionismus geht es folglich um eine doppelte Entscheidung: Position zu beziehen in „inhaltlicher“ Hinsicht, was – ungeachtet aller Bedenken hinsichtlich „historischer Objektivität“ – immer auch eine persönliche moralische Stellungnahme impliziert, und zweitens eine strategische Position einzunehmen, die einem die Propagierung der eigenen Forschungen ermöglicht. Zum anderen muss Kooptation auch im Hinblick auf den Gesamtrahmen „universaler Relevanz“ gesehen werden. Halten wir im Gedächtnis, dass Relevanz weithin eine Definitions-, Deklarations- und Dekretierungsfrage ist. Die Geschichte der Großmächte und der „großen“ historischen Bewegungen hatte praktisch immer eine hierarchisch übergeordnete Position inne; „kleinere“ Phänomene konnten leicht übersehen werden. Hätte der deutsche Historikerstreit so großen Raum einnehmen können, wenn die „deutsche Frage“ nicht seit annähernd 200 Jahren eine so „große“ (= bedeutende) wäre, also von der internationalen Forscher(innen)-Gemeinschaft als besonders bedeutsam anerkannt wäre? Nicht zu vergessen, dass zwei weitere Faktoren hereinspielen: die Frage des Sprachlichen und die von Identität/Identifikation.

Letztlich können überhaupt nur Großmächte rekrutieren (im wörtlichen und im übertragenen Sinn), und die Art von Größe, die hier im Auge zu behalten ist, eine „symbolische“ also, ist wesentlich die eines linguistischen Raumes. Wenn die anglo-amerikanische Historiographie sich nicht ihrerseits mit dem deutschen Enigma auseinandergesetzt hätte, wäre der deutsche Historikerstreit eine weitgehend nationale Frage geblieben. Auf welche Weise hängt „nationale“ Identität mit übernationaler zusammen? Das Konzept letzterer – erheblich auf Durkheim, Mead und Tournai rückführbar – ist noch nicht besonders gut verstanden, und ich habe an dieser Stelle eher Identifikationsgefühle als soziale Mobilität/Mobilisierung im Sinn. Am besten ist es, vom Opportunitätsgrundsatz ausgehen, also wer auf Grund welcher „Sympathien“ sich wem resp. welchem Verständnis quasi zur Rekrutierung anbietet. Wir dürfen nicht vergessen, dass es bei der Kooptation in praktischem Sinn weitgehend um Karrieren geht (es ist legitim, an sie zu denken: ohne Karriere bleibt man/frau einflusslos, und damit können die besten Ideen wirkungslos bleiben). Am Wissenschaftler/innen/markt ist es zwingend erforderlich, sich Forschungsrichtungen und „Schulen“ zuzuordnen, die akzeptiert und etabliert sind. Der wissenschaftliche Kredit von neu Hinzutretenden wird schließlich funktional bestimmt von dem „Markt“, der der Wissenschaftsbetrieb eben ist. Es ist besser, sich einem „großen Thema“ anzuschließen, denn – wie die Ökonomen sagen und was die Financiers ausnützen – ein Markt muss *tief* sein, um Operationen in erheblichem Maß vornehmen zu können.

Das erklärt zu einem wesentlichen Teil, warum sich die historiographischen Leitlinien in aller Regel von den „Großmächten“ herleiten. In dieser Hinsicht war

es zweifellos klug, sich in die erbitterte Debatte um Sonderweg und Holocaust zu inserieren. Umgekehrt war (und ist) damit ein erhebliches Risiko verbunden: Es ist so gut wie unvermeidbar, der einen oder anderen „Partei“ zugeschlagen zu werden. Indem der deutsche Historikerstreit manifest auch – vielleicht wesentlich – eine politische Auseinandersetzung war, nimmt es allerdings wunder, dass die Frage der „deutschen Identität“ weniger systematisch gestellt wurde, als hätte angenommen werden können. Inwieweit (und auf welche Weise?) die österreichische darin involviert ist, blieb letztlich ausgeklammert.<sup>54</sup> Es scheint mir damit etwas auf ganz seltsame Art und Weise „außer Validierbarkeit“ gestellt zu sein. Ganz offenkundig rühre ich hier an ein Tabu. Aus nachvollziehbaren Gründen wurde auf jedwede Insinuation, die österreichische Geschichte „nehme teil“ an der deutschen, ohne Enthusiasmus registriert. Aber nichts von und an der Geschichte kann deutsch, österreichisch oder sonst irgendwie „national“ sein. Das Adjektiv qua Attribut hat hier in eine erkenntnistheoretische Sackgasse, ja in fundamentale Irrtümer geführt. Aber wiederholen wir: Die „peers“ sind – in aller Regel von staatlichen Anstalten beschäftigt – unvermeidlich (wie bewusst auch immer) national motiviert. Es ist schwierig, außerhalb solcher Rahmen zu denken, also effektiv transnational-komparatistisch.<sup>55</sup>

Argumentierbarerweise ist das größte Handicap der Geschichtsschreibung, sich nationaler Referenz-Rahmen zu bedienen und zu glauben, sich ihrer bedienen zu müssen. Das westfälische System scheint ewig zu sein. Tatsächlich aber geht es, um bei unserer Metapher zu bleiben, um das Territorium. Es muss groß und „bedeutend“ genug sein, dass sich die Kämpfe darum lohnen. Denn machen wir uns nichts vor: Wo symbolische Gewalt im (Kriegs-)Spiel ist, gibt es auch Kämpfe, von Scharmützeln unter Kolleg/inn/en bis hin zu erheblichen kriegerischen Auseinandersetzungen wie sensationellen Historiker/innen-Kontroversen. Um wenig Einsatz zu spielen bringt nur geringe Rendite; besser man/frau geht das Risiko ein, bei den Großen mitzuspielen. Es ist strukturell wie bei den Finanzmärkten – je größer der Markt, desto höher zwar der nötige Einsatz, aber desto höher auch der mögliche Gewinn.<sup>56</sup>

## V – Coda

Nach fünfzig Jahren Berufsausübung, auf die ich zurückblicken kann, scheint es angemessen, eigene Erfahrungen und Eindrücke anhand dieser allgemeinen Betrachtungen zu überprüfen.<sup>57</sup> Das Folgende kann – um adäquate ethnologische Nomenklatur anzuwenden – als viel später wieder aufgegriffene *field notes* verstanden werden, die mit *consistent observable patterns* in Beziehung gesetzt werden.

Die Aussicht auf eine akademische Karriere war Anfang der 1960er Jahre durchaus verlockend. Vermutlich lässt jugendliche Naivität das Ausstecken eines klaren Kurses gegenüber vagen Wunsch-Vorstellungen von „Karriere“ und „etwas sagen zu wollen“ öfter zurücktreten als normalerweise angenommen wird. Im Rückblick kann dann klar werden – wenn es für *corrective actions* auch zu spät sein mag –, dass eine zu große „Theorielastigkeit“ Durchsetzung erschwert. Es geht einem zunächst um Präferenzen im Sinne jener Sympathien und Antipathien, die Bourdieu in einem späten autoreflexiven Text nennt.<sup>58</sup> Anders (und weiter mit unseren Metaphern gesagt) gesagt, war ich an der Aufschließung neuer, unerforschter Territorien interessiert, vielleicht mehr noch an Wieder-Begehung unvollkommen analysierter Territorien. Dieses „*on my own terms*“ ist nicht nur jugendlich-überschwengliche Überhebung, sondern kann einer einzelgängerischen Veranlagung entspringen.

Meine frühe Hinwendung zu „fremden“ Kulturbereichen – die zum anglo-amerikanischen wäre zur Not noch gegangen, die zum französischen war in jeder Hinsicht problematisch – erweist, in Bezug auf den Stamm und seine *chieftaincies*, ein *aberrant behavior*, das sich naturgemäß für die Karriere als konterproduktiv erwies. Methodologisch fand eine solche Orientierung ihre Entsprechung in phasenweiser Bevorzugung linguistischer (und bald auch semiologischer) Programme. Gepaart mit literarischem Interesse (ich bin mit einer Philologin verheiratet und habe auch selbst Literatur geschrieben), war es nicht schwer zu sehen, dass der Art und Weise der Vermittlung historischer Forschungen (zu) wenig Aufmerksamkeit beigemessen wurde. Genauer (und ansatzweise „theoretisierend“) gesagt: Wie etwas mitgeteilt wird, beeinflusst die Substanz der Botschaft. Ohne Form kein Inhalt; anspruchsvoller ausgedrückt: die präsentativen Modi einer Darstellung vermitteln Eindrücke, die, außerhalb der puren Mitteilungsintention, rein sprachlich generiert werden. Die Konstruktion der Makrostrukturen des Textes ist abhängig von der Kultur, in die er eingebettet ist. Die Ausdrucksebene transportiert quasi subkutan Spuren der *consistent observable patterns* ihres soziokulturellen „Substrats“. Damit wird der scharfe Kontrast zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebene (im semiotischen Denken allerdings als operatives „Oppositiv“ figurierend, weniger adversativ oder antithetisch als gegenseitig kausierend und konditionierend) hinfällig.

Die „beobachtbaren Muster“ jedweder Kultur erschließen sich keineswegs dem bloßen Hinschauen und die Observation garantiert in keinem Fall Partizipation, und sie sind auch verborgen in den Selbstdarstellungen, die von der Außenperspektive her gleichsam übersetzt werden müssen. In diesem Sinn kann Vergangenes wie eine fremde Ethnie wirken – „they do things differently there“ –, deren Sprache niemals gänzlich entschlüsselbar wird. Es teilt sich aber über sie eine große Menge von Traditionen und Konventionen mit. Dennoch bleibt ein Residuum von Unübersetzbarkeit, an anschaulichsten ausgedrückt in der ständigen Verschiebung von Deno-

tationen und Konnotationen.<sup>59</sup> Sprachliches (besser: die präsentativen Modi insgesamt) resultiert in einem weiteren, nahezu unauflösbaren Widerspruch. Er besteht zwischen der Neuheit der Forschungsergebnisse und einem inhärenten, persistenten Konservatismus, der allem Sprachlichen innewohnt. (Zwecks Illustration habe ich immer wieder auf den Begriff „national“ hingewiesen, der sich nicht einmal adäquat übersetzen lässt, zwar immer schon da gewesen zu sein scheint, aber für benachbarte und doch einander so fremde Kulturbereiche ganz verschiedene Dinge bedeutet.<sup>60</sup>)

Aber welches Territorium hatte ich da eigentlich gewählt („Allgemeine Geschichte der Neuzeit“), mit welchen Stammesriten sollte ich da am Anfang der 1960er Jahre konfrontiert werden? Die gewissermaßen aktualisierte Variante von Bechers und Trowlers renommiertem Buch von 1989<sup>61</sup> basiert ja wesentlich auf dem Befund, dass sich die Territorien relimitierten und alte Stammessolidaritäten weit hin in Auflösung begriffen seien. Die klassische Ordinarien-Universität sah um 1960 bereits etwas angegriffen aus, und der Eindruck eines homogenen Territoriums der Geschichte (der Plural Geschichtswissenschaften lag noch in der Zukunft) trog sicherlich. Wieder einmal die gewohnte Metaphorik: die alteingesessenen Stämme sahen sich alsbald durch herannahende Horden bedroht; das vertraute Territorium mit seinen scheinbar eindeutigen und gut abgesicherten Grenzen erschien immer weniger als selbstverständlich; vordem unbekannte Gebietsansprüche wurden erhoben und das Herrschaftssystem in situ erschien zunehmend brüchig.<sup>62</sup>

Vielleicht ging es mehr denn je darum, auf gescheite Art und Weise einen Claim abzustecken. Denn die Territorialstrukturen schienen zum Teil tatsächlich in Auflösung begriffen, während die Vorstellungen an der konventionellen kartographischen Darstellung orientiert blieben: rosa oder violett etwa für homogene und konsolidierte Herrschaftsbereiche.<sup>63</sup> Die Neuverteilung der Karten erwies sich allerdings als weniger radikal als manche vielleicht befürchtet hatten. Zu jener Zeit begann von Interdisziplinarität geredet zu werden; vielfach blieb es bei der rhetorischen Beschwörung. Alles in allem sind die Grenzen der klassischen Disziplinen relativ solid geblieben. Es ginge vermutlich zu weit, darin eine Aversion gegen Grenzkorrekturen zu sehen (was ja in mancher Hinsicht eine gute Sache ist). Andererseits wäre dementsprechend die Unfähigkeit, ein wirklich integriertes Europa zu schaffen (tatsächlich abgeschaffte Grenzen, europäische Reisepässe ohne nationale Spezifizierung, vor allem Integration oder wenigstens Koordination von ökonomischer und fiskalischer Politik) ihrerseits ein Indiz für unterschätzte Trägheits- und Beharrungsmomente oder schlicht den Unwillen, von Bekanntem und Vertrautem abzugehen, auch wenn es sich nicht oder kaum bewährt hat.

Was die Disziplinen anbelangt, ergaben sich trotz des Programms der Interdisziplinarität weniger Neukombinationen als zu erwarten gewesen wäre. Oftmals

täuscht die eine oder andere Kooperation darüber hinweg, dass klassische Grenzlinien weitgehend unberührt blieben. So wie eine gewisse Aufweichung der Staats-Grenzen darüber hinweg täuscht, dass mehr beim Alten geblieben ist, als manche Utopisten gehofft haben,<sup>64</sup> kann auch eine elegante Terminologie à la Sozial- und Humanwissenschaften nicht glauben machen, dass eine veritable szientifische Revolution stattgefunden habe. Modernisierung beschränkte sich in aller Regel auf punktuelle Korrekturen. Die heutige Kartographie der wissenschaftlichen Territorien unterscheidet sich nicht erheblich von derjenigen vor fünfzig Jahren. Im Vergleich haben sich sogar noch mehr real-territoriale Veränderungen ergeben (vom Zusammenbruch der UdSSR, Jugoslawiens, der Auflösung der Verbindung Tschechien/Slowakei und der Wiedervereinigung Deutschlands bis zur territorialen „Krise“ der Ukraine und eines erwartbaren Zugriffs auf das Baltikum). Im Vergleich erscheint die kleine wissenschaftsgeschichtliche Revolution – ausgedrückt in der Substitution von Geisteswissenschaften durch Sozial- und Humanwissenschaften – bescheiden.<sup>65</sup>

Aber egal, ob sich die Territorien mehr oder weniger verschieben: eine überschaubare Zone ist leichter defensiv zu behaupten als es Neukombinationen oder neue Felder (annähernd im Sinn des Bourdieuschen *champ*) sind. Meine „tention sémiologique“ beruhte auf einer nicht wirklich bewusst gemachten Annahme: dass sich, in einer Art tektonischem Schub (eine weitere Metapher), die Territorien mehr verschieben würden als sie es dann tatsächlich taten. Auch die Umgangsformen innerhalb der „Stämme“ haben sich weniger geändert als vor fünfzig Jahren erwartbar schien. Aber die „Versuchung“ war motiviert von einer aus der Praxis herrührenden Erfahrung, also von Explikationsschwierigkeiten, die methodologische Erwägungen erheischten. Wie konnte man dem dynamischen Charakter alles Geschichtlichen gerecht werden, wenn die ständigen Verwerfungen zwischen ihrem Realen und den Bedeutungszuschreibungen unzureichend berücksichtigt blieben? Besser als vielleicht alle anderen Beispiele erweist sich das am Problemfeld des „Nationalen“ (ich habe bewusst immer wieder darauf rekurriert: Es drückt sich nicht zuletzt in den Sprachen und ihrem Gebrauch aus). Semiotik (oder nach der französischen Ausdrucksweise: Semiologie) versteht sich, vereinfacht ausgedrückt, im wesentlichen als die Wissenschaft von Bedeutungskonstruktion und ihrem folgenden Wandel. Die Betonung des dynamischen (diachronischen) Aspekts ist eine Akzentuierung von mir; üblicherweise wird dieser der Geschichte allein zugeschrieben, während die Semiotik als rein synchronische Angelegenheit gilt.

Demzufolge schien, was wir Semiohistorie nannten, geboten. Ein 1986 erscheinender Band gibt, in Form einer Art „théorie d'ensemble“ darüber Aufschluss, wie die ersten Denkansätze zu dem, was wir Semiohistorie nannten, aussahen.<sup>66</sup> Das Motiv war primär, die Verwerfungen von Realphänomenen und wie sie rezipiert werden in Relation zu setzen zu dem, was objektivierend durch geschichtswissen-

schaftliche Schriften dargestellt werden kann. Annähernd zur gleichen Zeit versuchen wir – die Mitglieder der Gesellschaft „Sigma“ und ich –, eine weitere konstituierende Schiene zu verdeutlichen, nämlich den visuellen Charakter der Geschichtseindrücke,<sup>67</sup> wie er in dem Ausdruck Geschichtsbilder so gut (und letztlich so unbeachtet) zum Ausdruck kommt.<sup>68</sup> Die Bildquellen sind niemals wirklich zureichend genützt worden, und es ist befremdend, dass Filmgeschichte kaum betrieben wird. Immerhin sind die *feedback loops* – Filme als nahezu buchstäbliche Illustration ihrer Zeit, rückwirkender Einfluss auf die Soziokulturen, keineswegs nur in nationaler sondern auch in globaler Hinsicht – von größter Bedeutung.

In die Zeit dieser Innovationsbemühungen fällt die Kooperation von Sigma mit einer französischen Semiotiker/innen/gruppe des CNRS unter Leitung von Jean-Claude Coquet. (Ursprünglich war an eine Kooperation mit Michel de Certeau gedacht, der jedoch zu jung verstorben ist.) Die wesentlichsten Ergebnisse sind in einem von Hans Petschar besorgten Band zusammengefasst, den Sigrid Schmid-Bortenschlager und ich gemeinsam in unserer Publikationsreihe *Nachbarschaften. Humanwissenschaftliche Studien* zugänglich gemacht haben.<sup>69</sup> Der Titel der Buchreihe drückt ein Programm aus, lässt aber vielleicht auch schon früh sich bemerkbar machende Skepsis erkennen. Schließlich machten wir ja unausgesetzt Berufserfahrungen (wenn auch keine Berufungserfahrungen). „Nachbarschaften“ lässt eher an ein Nebeneinander-her denken als an effektive Integration. In unserer Arbeit mit den französischen Forscher/innen, die schon vom rein Linguistischen her keinen rechten Zugang zu den österreichischen Propositionen fanden (obwohl sich am Ende des Forschungsprojekts, übrigens eines der ersten solcher Art in Europa, herausstellte, dass einige der Pariser Kolleg/inn/en ganz gut Deutsch konnten, aber nicht bereit waren, es zu sprechen: Alle Treffen wickelten sich, sowohl in Salzburg wie auch in Paris, ausschließlich in Französisch ab), wurde das Additive statt des gewollten Integrativen nur allzu deutlich.<sup>70</sup>

Kann man/frau sich also in Territorien wirklich einschreiben? Und nach welchen Kriterien wird rekrutiert? Naivität muss vermieden werden: die Kooptationskriterien, oben schon angesprochen, orientieren sich günstigstenfalls nach dem von Barthes beschriebenen Phänomen der Rekuperation, was potentiell Abtrünnige wieder hereinholt (soweit sie nicht endgültig ausgestoßen werden) und im Regelfall die Kontinuität (Stagnation wäre ein böseres Wort) garantiert. Die Rekrutierung ihrerseits erfolgt nicht zuletzt nach der Einschätzung der erwartbaren Arbeitskraft der/des zu Rekrutierenden: Es ist mit Nachdruck zu sagen, dass bei Universitätsneugründungen wie Salzburg an eigene, eigentliche wissenschaftliche Arbeit zunächst kaum zu denken war. (Es ist nötig, sich zu vergegenwärtigen, dass anfangs weder Gebäude noch Einrichtungsgegenstände zur Verfügung standen, nicht einmal eine Büroklammer oder Briefpapier oder Schreibmaschinen. Der bundesdeut-



sche Ausdruck „wissenschaftlicher Assistent“ war in einer solchen Situation gänzlich deplaziert.)

Was das Territorium betrifft – das Grundprinzip ist zweifellos in der erwartbaren Rendite zu sehen, die in ihm erwirtschaftet werden kann –, hängt Entscheidendes von seiner geographischen und klimatischen Lage ab. Das trifft realiter zu, in der metaphorischen Übertragung ebenso. Geographie und Klima: diese beiden zusätzlichen Metaphern sollen exakt auf den Ertrag hinweisen: die Stämme, die in einem „klimatisch“ begünstigten Gebiet liegen, können besser produzieren und dadurch eine marktbeherrschende Position gewinnen. Einen neuen Claim abzustecken, stellt einen vor die Frage des Risikos. Sinnvoller in Alaska (Gold! Öl, Gas!), allerdings recht unberechenbar, oder zweckmäßiger als ein „*carving-out*“ in dicht besiedelten Gebieten mit verlässlichem Klima? Das hängt nicht zuletzt vom persönlichen Make-up ab – und seinen *preferred phantasies*. Ich bin auch versucht, in diesem Kontext an Mertons *theory of deviance* zu denken.<sup>71</sup>

Jeder Markt, auch ein wissenschaftlicher, muss als ausreichend groß (oder „tief“) empfunden werden, um hohen Profit zu verheißen. Im Hinblick auf die nötigen Investitionen geht es dann um die Allokation der Ressourcen. Die Tiefe des „angelsächsischen“ Marktes – wesentlich, aber keineswegs ausschließlich auf die marktbeherrschende Position der englischen Sprache zurückzuführen<sup>72</sup> –, resultiert in einem sehr hohen Maß von Zirkulation des symbolischen Kapitals. Die Dominanz der englischen Sprache, an deren Gewicht nur mehr noch in den Sozial- und Humanwissenschaften das Französische heranreicht, führt allerdings zu einem Phänomen, das wie von ferne an kognitive Dissonanz denken lässt. Was man/frau behelfsmäßig „Weltwahrnehmung“ nennen könnte, ist abhängig von verschiedenen Perspektiven, die ein und dasselbe Territorium unterschiedlich erscheinen lassen. Die Rivalitäten um den „Besitztitel“ spezifischer Territorien beruhen auf konträren, unter Umständen kontradiktorischen Einschätzungen: sie sind dissonant.

Wie wird denn überhaupt festgelegt, wie die Territorien limitiert sind und wie sie sich anders delimitieren ließen? Wie wird entschieden, was in ihnen auf welche Weise abgewickelt wird? Zudem geschieht vieles von all dem, was hier relevant ist, kollektiv-vorbewusst, ungeplant, mehr den Zufälligkeiten dominanter Strömungen, Moden und Personen entsprechend als rational geplant und durchdacht. Themen, die zur Aufnahme in bestimmte Wissenschaftsterritorien als ausreichend prestigeträchtig erscheinen, beruhen selten auf rationalem Abwägen, und die anzuwendenden Methoden ebenso wenig. Eine Art mertonsche *unintended consequence* besteht in einer Verengung des Panoramas oder Katalogs, des Blickwinkels und damit der Erblickbarkeit *tout court*. Die Themen sind in aller Regel konform mit einer Hierarchie von angeblich intrinsischen Werten, die außerordentlich beharrend wirken, die stabilisierend und „wertbeständig“ sind.

So besehen, befremdet es nicht so sehr, dass „Semiohistorie“ kein Erfolg zuteil wurde: kein Machtapparat stand dahinter. Der Umstand, dass „visual history“ nicht wirklich in den historiographischen Kanon integriert wurde, bleibt gleichwohl verblüffend. Es ist zwar zutreffend, dass die extreme Schrift-Fixiertheit früherer Historiker/innengenerationen deutlich nachgelassen hat, aber es ist – um nur auf zwei Indizien hinzuweisen – signifikant, dass Kunstgeschichte weiterhin eine völlig separate Existenz führt und dass Film- und Kinogeschichte günstigstenfalls eine Außen-seiterposition einnimmt.<sup>73</sup> Es ist aber unbestreitbar (wenn es auch *implicite* bestritten wird), dass die generellen Geschichtsbilder, also die der berühmten breiten Massen, gerade was die Geschichte der letzten zehn oder elf Jahrzehnte betrifft, vom Spielfilm ungleich mehr geprägt sind als selbst von den erfolgreichsten Büchern, zu schweigen von wissenschaftlichen Studien.

Können wir nur die „tribalistischen“ Traditionen dafür verantwortlich machen, dass Erkundung und „Eingemeindung“ neuer Territorien (oder auch nur die Auflösung von Grenzen) schwierig bis unmöglich sind? Außer Zweifel steht, dass das Analyse-Instrumentarium visueller Quellen anders geartet ist als das für Texte (oder auch beispielsweise Relikte materieller Kultur). Ebenso sind andere Modellbildungen notwendig und zweifellos auch andere Theorien. Hiezu ist, allerdings quasi von der Peripherie her, nicht wenig beigetragen worden. Ich verweise exemplarisch auf die Buchreihe *Film und Medien in der Diskussion* des Bayreuther Philologen und Kulturhistorikers Jürgen E. Müller.<sup>74</sup> Und schließlich ist ein vorangegangener Band der ÖZG ebenfalls diesem Problemkomplex gewidmet.<sup>75</sup>

Das Elend der wissenschaftlichen Territorien kann nicht zuletzt (mit Jared Diamond) darin gesehen werden, dass es nicht gern gesehen wird (gelingend gesagt), wenn sich jemand auf verschiedenen Feldern betätigt – „one is expected to specialize“<sup>76</sup> –, was zu Einengung, beschränktem Horizont, Fachidiotie führen kann. Gewiss besteht die Gefahr, der bloßen Halbbildung bezichtigt zu werden, wenn man/frau grenzüberschreitend tätig wird, aber es ist unabdingbar zu sehen, dass diese Grenzen, willkürlich gezogen, nicht ewig sind, – und dann und wann Revisionen unterzogen werden sollten.

Es verwundert daher nicht wirklich, wenn die Zentren der Wissenschaftsmärkte und -betriebe Arbeiten, die aus (unkritisch einer angenommenen Peripherie zugeordneten) Gebieten herrühren oder freizügig zwischen verschiedenen Territorien hin und herwechseln, nicht adäquat wahrzunehmen in der Lage sind. Die Strukturen und Funktionsweisen der Märkte, die die Wissenschaftsterritorien fraglos sind, lassen auch keinen Optimismus hinsichtlich baldiger und tiefgreifender Veränderungen aufkeimen. Ironisch empfiehlt Diamond jungen Wissenschaftler/innen, sich um *tenure* (also Definitivstellung) zu bemühen, ehe man/frau in einem weiteren Feld zu publizieren beginne: „In academia people talk about interdiscipli-

nary thinking [...] but Lord help you if you try to make an interdisciplinary career, unless you are already so high that there is nothing they can do to you.“<sup>77</sup> Die *commanding heights* der Sachwalter dezisiv übergeordneter (Markt-)Positionen ermöglichen, weil sie zu enthoben sind, den Blick auf ferner und „weiter unten“ Liegendes oder unziemlich Kombiniertes überhaupt nicht mehr.

## Anmerkungen

- 1 Alan Greenspan, *The Map and the Territory. Risk, Human Nature, and the Future of Forecasting*, New York 2013.
- 2 Michel Houellebecq, *La carte et le territoire*, Paris 2010.
- 3 Greenspan, *Map*, 6; vgl. auch *Time*, 4. Nov. 2013, 52 sowie *Financial Times*, 26./27. Okt. 2013, *Life & Arts Section*, 19.
- 4 Was Karte und dargestelltes Gebiet oder Territorium betrifft, werden literarisch Kundige auch an Borges' „*Del rigor en la ciencia*“ denken. Vgl. Jorge Luis Borges, *Von der Strenge der Wissenschaft*, in: ders., *Gesammelte Werke: Borges und ich, Gedichte und Prosa*, München/Wien 1982, 121 (nach Suárez Miranda: *Viajes de varones prudentes*, 1658). In ihrem Versuch, das Reale so präzise wie möglich darzustellen, wird die Karte schließlich deckungsgleich mit dem dargestellten Gebiet. Spätere Generationen verlieren das betonte Interesse an der Kartographie und vernachlässigen das Kartenwerk; aber immer noch sind Fetzen desselben überall in der Landschaft aufzufinden.
- 5 Emmanuel Le Roy Ladurie, *Le Territoire de l'historien II*, Paris 1978.
- 6 Ebd., 7–34.
- 7 Soziales Tun im Sinne von Certeau. Vgl. Michel de Certeau, *L'invention du quotidien – I: Arts de faire*, Paris 1980.
- 8 Den in letzter Zeit oft zitierten Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff, auf die ich gleich noch eingehen (s. Anm. 12), hat ihre weit ausholende Perspektive gerade unter NationalökonomInnen allerdings nicht viel genützt. Ein kleiner Fehler in der Datenauswertung eines Aufsatzes hat ihre Gegner umgehend auf den Plan gebracht.
- 9 Vorsicht ist gleichwohl geboten. Lévi-Strauss, dessen Einfluss allenthalben hoch zu veranschlagen ist, vermeidet natürlich das Wort *tribu* (Stamm, *tribe*). Er verwendet vorsichtig meist „*groupe*“. In der Regel verzichtet er überhaupt auf ein Nomen und verwendet quasi als „*omne nomen*“ schlicht die Bezeichnung des Stammes. Vgl. zur Veranschaulichung: Claude Lévi-Strauss, *La voie des masques*, in: *Ceuvres*, hg. v. Vincent Debaene, Paris 2008, 873–1050, bes. etwa 921–925. Dementsprechend müssten wir jeden Stamm individuell benennen, aber auch dergestalt, dass er mit anderen vergleichbar bleibt – nicht zuletzt weil sich die Frage nach der „Kohabitation“ diverser Stämme innerhalb eines Territoriums stellt. Abermals eine Art Metaphorisierung: *Cohabitation* bezeichnet ja jene politische Situation, wenn das „Territorium“ der französischen Politik simultan von Politikern unterschiedlicher politischer Lager („Stämme“) okkupiert wird (Elysée/Matignon: z. B. Chirac und Jospin). Festzuhalten ist, dass im politischen Sprechen Frankreichs – ebenfalls durchaus metaphorisch – immer von „*famille*“ gesprochen wird (die „Familie“ der Sozialisten etwa); Prä-Revolutionäres manifestiert sich in der Ausdrucksweise *fief* (Lehen): jemand erhält vom großen Chef in Paris ein politisches „Lehen“ auf dem Lande, er (viel seltener sie) wird dorthin „parachutiert“ (mit dem Fallschirm abgeworfen, also schlicht eingesetzt).
- 10 Walter Laqueur, *The Last Days of Europe. Epitaph for an Old Continent*, New York 2007; ders., *After the Fall. The End of Europe and the Decline of a Continent*, New York 2011.
- 11 Barry Eichengreen, *The European Economy since 1945. Coordinated Capitalism and Beyond*, Princeton/London 2007. 1973 erscheint tatsächlich immer mehr als Schlüsseljahr (Erdölkrise), und es ist bezeichnend, dass Frankreich seit dieser Zeit kein ausgeglichenes Budget mehr zustande gebracht hat – was notiert werden kann, ohne in die Falle zu gehen, in diesem Land den Nabel der Welt zu sehen.

- 12 Carmen M. Reinhart/Kenneth S. Rogoff, *This Time is Different. Eight Centuries of Financial Folly*, Princeton/Oxford 2009. Ihr Paper „Growth in a Time of Debt“ (NEBR Working Paper No. 15639), Jänner 2010, ist unschwer im Internet zugänglich. Hitzigen Debatten darüber ist eine große Zukunft vorherzusagen; die kluge Mittelposition hat bereits der Harvard-Professor und ehemalige US-Finanzminister Lawrence Summers bezogen: „This is not the time for austerity, but we forget at our peril that debt-financed spending is not an alternative to cutting other spending or raising taxes. It is only a way of deferring those painful acts.“ *Financial Times*, 6. Mai 2013, 7.
- 13 Das *Parti Socialiste*-paper spricht von egoistischer Unbeugsamkeit; insgesamt ist die Wortwahl sehr martialisch, was aber einer spezifischen französischen (wiederum: stark rhetorisch bestimmten) Tradition entspricht. *Confrontation* ist auch – aber nicht a priori und automatisch – Gegenüberstellung und nicht nur Konfrontation wie im Deutschen. Vgl. etwa den Leitartikel in *Le Monde*, 29. April 2013, 1.
- 14 Paris 2014.
- 15 Viviane Forrester, *L'Horreur économique*, Paris 1996. Der Titel mag sich auf einen Vers von Rimbaud beziehen (französische Kultur!), wurde aber sehr buchstäblich verstanden: alles was mit Wirtschaft und Finanzwesen zu tun hat, ist ... horribel.
- 16 Tony Judt, Paris Was Yesterday, in: *The New York Review of Books*, 11. März 2010, worin er unter anderem das „rote learning“ kritisiert (wieder abgedruckt in ders., *The Memory Chalet*, London 2010, 111–118) und es mit dem Stopfen von Gänsen vergleicht. Nicht ganz unvorhersehbarerweise brachte ihm das einen wütenden Angriff der Direktorin der *Ecole*, Monique Canto-Sperber, ein: vgl. Cheers for the *Ecole Normale* (ebd., 29. April 2010); Judt seinerseits (als „mean“ apostrophiert), pointierte in seiner Replik ironisch: „Perhaps I was too Anglo-ironic?“ Dabei hatte Judt nichts anderes getan als – wie es Sir David Tang mit einem Wortspiel ausdrückte – die „französischen Froschschenkel gezogen“. Wörtlich hieß es: „I like pulling the Frogs' legs“, *Financial Times*, 4./5. Mai 2013, House & Home section, 2.
- 17 Vgl. Grade expectations, in: *The Economist* 6.–12. September 2014, 41.
- 18 „Scientometrics“ mögen Anhaltspunkte ergeben. Es ginge aber darum, präzise zu wissen, wieviele Bücher und Aufsätze in welchen Sprachen publiziert werden, ob die Dominanz des Englischen in den technischen und Naturwissenschaften am deutlichsten ist, und ob Autor/inn/en ihre Muttersprache verwenden oder a priori Englisch präferieren. Ebenso wäre die Frage der Übersetzungen von größtem Interesse. Vgl. Daphne van Weijen, *The Language of (Future) Scientific Communication*, Leiden 2011.
- 19 Tony Becher/Paul R. Trowler: *Academic Tribes and Territories. Intellectual enquiry and the culture of disciplines*, 2. Auflage, Buckingham/Philadelphia 2001, 17.
- 20 Ebd.
- 21 Pierre Bourdieu, *Homo Academicus*, Paris 1984, 169–205.
- 22 Er bezog sich auf Christophe Granger, Hg., *A quoi pensent les historiens? Faire de l'histoire au XXIe siècle*. Paris 2013. (Vgl. *Le Monde*, 24. Feber 2013, 9.) Man kann ironisieren, sie denken an ihre Karrieren, was durchaus legitim ist. Im konkreten Fall darüber hinaus natürlich an Frankreich – wo sonst sollten sie Karriere machen. Dennoch ist das ausschließliche Denken an das eigene Territorium auf längere Sicht behindernd.
- 23 In seiner Kolumne in der *Financial Times* nimmt Michael Skapinker immer wieder auf ein ungeklärtes Dilemma Bezug: sind die Non-Anglophonen wegen mangelnder Kompetenz im Englischen benachteiligt oder am Ende die Anglophonen, weil für sie kein Anlass besteht, Fremdsprachen zu erlernen und sie überdies unausgesetzt mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, aus Höflichkeit sprachliche Rücksicht zu nehmen?
- 24 Erinnern wir uns an die Ursprungspublikation mit diesem Titel, auf die sich das eben in Anm. 20 genannte Buch bezieht: Jacques Le Goff/Pierre Nora, Hg., *Faire de l'histoire. I: Nouveaux problèmes; II: Nouveaux approches; III: Nouveaux objets*, Paris 1974.
- 25 Timothy Snyder, *Bloodlands. Europe Between Hitler and Stalin*, London 2011.
- 26 Robert O. Paxton, *Vichy France. Old Guard and New Order*, New York 1972.
- 27 Zeev Sternhell, *Ni droite ni gauche. L'idéologie fasciste en France*. 4. erweiterte Auflage, Paris 2012.
- 28 Ich nenne exemplarisch nur die folgenden Bücher und lasse die wenigen brauchbaren französischen Ausnahmen (etwa Philippe Burrin) zunächst außer Acht. Sean Kennedy, *Reconciling France Against Democracy. The Croix-de-feu and the Parti social francais 1927–1945*, Montreal 2007; Richard

- Wolin, *The Seduction of Unreason. The Intellectual Romance with Fascism from Nietzsche to Postmodernism*, Princeton/London 2006; Michael Mann, *Fascists*, Cambridge 2004. Paxtons Buch wurde vielfach als der Ehre Frankreichs abträglich angesehen. Das Problem fand breitere Beachtung erst durch einen Film: den von Alain Delon produzierten Joseph Losey Film *Mr. Klein* (1976), was sowohl Losey als auch Delon rüde Rügen Giscards einbrachte, weil er durch die Darstellung der *rafle du veld'hiv'* die Reputation der Republik geschädigt wähnte.
- 29 Ein wiederkehrendes Motiv bei Barthes ist die scheinbare „Natürlichkeit“ der Dinge – während sie tatsächlich gemacht sind –, wobei dieser Anschein funktional auf das Repetitive zurückgeht: was immer wieder gebetsmühlenhaft eingebleut wird, erscheint schließlich als zutreffend. Am deutlichsten wird das wohl schon in: Roland Barthes, *Mythologies* [ursprünglich 1957], in: *Cœuvres complètes* I, 1942–1965, Paris 1993, 561–722, insbesondere „Le mythe aujourd’hui“, 681–719.
- 30 Pierre Bourdieu, *Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques*, Paris 1982, 107.
- 31 Ich beziehe mich primär auf den ersten Band der groß angelegten Einaudi-Edition (ab 1972), *I caratteri originali* (Turin 1972). Vgl. Eva Maek-Gérard, Einleitung, in: *Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Fünf Studien zur Geschichte Italiens*, Frankfurt am Main 1980, 7–21. Das Disparate der „italienischen“ Geschichte hat zweifellos das Denken in Asynchronizitäten nahegelegt.
- 32 Stephen Greenblatt, *The Swerve. How the World Became Modern*, New York/London 2011.
- 33 Anm. 24.
- 34 Es gibt gleichwohl Anhaltspunkte dafür, dass sich auch im deutschsprachigen Bereich eine „Normalisierung“ ergeben wird. Die Historiker/innen/generationen, die eine gewisse Abweichung von der allgemeinen Volksmeinung vollzogen haben (systematisch und bisweilen allzu exklusiv die Nazi-Zeit und ihre Verbrechen aufarbeitend), sind nicht ewig; dezisive Positionen werden bald geräumt werden. Jüngst hat Christopher Browning in einer Rezension der anglophonen Edition eines sehr bekannt gewordenen Buchs auf einen möglichen Paradigma-Wechsel hingedeutet: Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt am Main 2011. Browning: „[Neitzels und Welzers Buchs] final implication seems to be that we should stop fretting about how and why Wehrmacht soldiers felt and behaved the way they did [...] because people are violent, war is hell“ und Soldaten töteten eben, weil es ihr Job ist. Vgl. Christopher Browning, *How Ordinary Germans Did It*, in: *New York Review of Books* LX/11, 2013, 30–32.
- 35 Berufsstereotypisierung ist zweifellos ein besonderes Problem. Vgl. Alison Wolf, *The XX Factor. How Working Women are Creating a New Society*, London 2013, passim u. besonders 20.
- 36 Alison Wolf ironisiert zurecht (vgl. ebd.), dass *truckers* eben immer noch Männer seien. Das stimmt (überwiegend). Indessen (und das wird man/frau nicht gern hören) ist die Frauenemanzipation (wie auch die rassistischer Minoritäten) nicht zuletzt besonders im US-Militär vorangetrieben worden – wiewohl das kaum das primäre Motiv gewesen sein dürfte. *Color-* und „*gender-blindness*“ und ein rigides Verdienstsysteem spielen dabei eine entscheidende Rolle.
- 37 Die Darstellungsprobleme des Kartographischen dienen zur Veranschaulichung derer, mit denen sich die Geschichtswissenschaften konfrontiert sehen; sie sind allerdings noch ungleich komplexer. Vgl. Jerry Brotton: *A History of the World in Twelve Maps*. London 2012. Sogar die geflissentlichsten Anstrengungen, „rationale Grenzen“ zu ziehen, scheitern letztlich an dem Chaotischen und quasi infiniten Pluralen dessen, was sich zuträgt. Vgl. Mark Stein, *How the States Got Their Shapes*, New York 2008.
- 38 Michel Foucault, *Surveiller et punir. Naissance de la prison*, Paris 1975, 180: „Au cœur de tous les systèmes disciplinaires, fonctionne un petit mécanisme pénal.“ In der Tat. Die Frage ist nur, ob er nicht groß sei?
- 39 Zum Verhältnis von „Elite“, *public intellectual*, *république* und *visibility* vgl.: *Style and Substance*, in: *Financial Times* 15/16 June 2013, Life and Arts section, S. 19. Der „shirt-button revisionist“ Bernard-Henri Lévy („BHL“) wird hier von John McDermott in Beziehung gesetzt zu den Problemen, die sein Land hat: „Unlike Lévy, his home country is suffering from a confidence crisis.“ Dabei ist „BHL“ nicht einmal antiamerikanisch; auf der anderen Seite ist der (ziemlich barthesianische) Autor des besten Buchs über den endemischen französischen Antiamerikanismus, Philippe Roger, quasi unsichtbar (im Sinn von *visibility*). Vgl. *L'ennemi américain. Généalogie de l'antiaméricanisme français*, Paris 2002. In diesem Buch ist in der Tat Substanz zu finden und nicht nur (oder prädominant) Stil (wenn auch fragwürdiger).

- 40 Henry Petroski, *To Forgive Design. Understanding Failure*. Cambridge/London 2012, bes. 175–198.
- 41 Wie erinnerlich, wurden postmodernistische Philosoph/inn/en vor einigen Jahren wegen ihres Missbrauchs strikt (natur)wissenschaftlicher Kategorien, Prinzipien, Methoden etc. kritisiert. Vgl. Alan Sokal/Jean Bricmont, *Intellectual Impostures. Postmodern Philosophers' Abuse of Science*, London 2003 (ursprünglich auf Frz., Paris 1997). Über Julia Kristeva heißt es hier unter anderem: „[...] she manifestly does not always understand the meaning of the words she uses. But the main problem raised by these texts is that she makes no effort to justify the relevance of these mathematical concepts to the fields she is purporting to study [...]“ (S. 47). Vgl. ebenso Alan Sokal, *Pseudosciences et postmodernisme. Adversaires ou compagnons de route?* Paris 2005 (übersetzt aus dem Englischen).
- 42 Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron, *La reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement*, Paris 1970.
- 43 Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron, *Les héritiers. Les étudiants et la culture*, Paris 1964.
- 44 Roland Barthes, *Leçon. Leçon inaugurale de la chaire de sémiologie littéraire du Collège de France*, Paris 1978. „Mais la langue, comme performance de tout langage, n'est ni réactionnaire, ni progressiste; elle est tout simplement: fasciste; car le fascisme ce n'est pas d'empêcher de dire, c'est d'obliger à dire.“ (S. 14). Ich sehe mit Freude, dass ich in meinem Exemplar Ende der 1970er Jahre diese oft kritisierte und weithin missverständene Passage besonders markiert habe. Gemeint ist offenkundig der Zwang, etwas zu tun, die Unausweichlichkeit, die im momentanen Fall in letzter Konsequenz eben zur inzwischen sprichwörtlichen Unwandelbarkeit Frankreichs führt.
- 45 Pierre Bourdieu, *La noblesse d'état. Grandes écoles et esprit de corps*, Paris 1989.
- 46 Ebd., 454. Vgl. indessen das gesamte Kapitel, I „Elite“, 450–457.
- 47 Andrew Roberts etwa nimmt in *A History of the English-Speaking Peoples Since 1900* (London 2006) bewusst eine argumentierbare anglo-zentrische, „moralisierende“ (und an Churchill orientierte) Position ein.
- 48 „A just society is therefore one where the worst-off person does as well as possible. It was a powerful and a controversial thought [...]“ Vgl. Alan Ryan, *On Politics. A History of Political Thought from Herodotus to the Present*, London 2012, 972–973. Siehe auch John Rawls, *A Theory of Justice*, rev. ed., Cambridge/London 1999 und ders., *The Law of Peoples. With: „The Idea of Public Reason Revisited“*, Cambridge 1999.
- 49 Ronald Dworkin, *Justice for Hedgehogs*. Cambridge 2011, 381.
- 50 Wie im Internet leicht nachzulesen ist, geht die Phrase auf Churchill zurück. „[...] a riddle, wrapped in a mystery, inside an enigma.“ Es lohnt sich weiterzulesen: „[...] but perhaps there is a key. That key is Russian national interest.“ BBC Sendung vom 1. Oktober 1939. Vgl. *The Churchill Society / Main Index*. Aber das nationale Interesse, keineswegs nur das russische, ist bedauerlicherweise immer eine Leitkategorie.
- 51 Dworkin, *Hedgehogs*, 453.
- 52 Vgl. etwa Henri Tajfel/John C. Turner, *The Social Identity Theory of Inter-Group Behavior*, in: Stephen Worchel/L. W. Austin, Hg., *Psychology of Intergroup Relations*, Chicago 1986.
- 53 Die orthodoxe Schule sprach, quasi automatisch (aber jedenfalls bedingt durch die aktuellen Erfahrungen), die Verantwortung für den Ausbruch des Kalten Krieges den Sowjets zu; William Appleman Williams' *The Tragedy of American Diplomacy* (New York 1958) kann als Angelpunkt des „Revisionismus“ gesehen werden; Walter LaFeber und Gar Alperovitz (*Atomic Diplomacy. Hiroshima and Potsdam*, New York 1965) bezogen sich wesentlich auf die Atombombenabwürfe; Joyce und Gabriel Kolko's *The Limits of Power. The World and U.S. Foreign Policy 1945–1954* (New York 1972) sind für meine momentane Argumentation von besonderer Bedeutung, weil sie insistieren auf „Blöcken“ und wer sie jeweils dominiere und kontrolliere: wer also welches „Territorium“ besetze und auf welche Weise was für eine Gefolgschaft fordere. J. L. Gaddis wurde ab den frühen 1970er Jahren vielfach als eine Art Vermittler gesehen. Seine Schriften könnten demzufolge als Synthese nach These und Antithese gesehen werden. Aber ich erwähne hier lediglich die Haupt-Trends und lasse aus Platzgründen die zahlreichen Varianten außer Acht. Mit der Weisheit des Alters (er ist die gleiche Generation wie ich) schreibt Gaddis, ein wenig versöhnlich, in einem seiner rezentesten Texte: „Humility is in order, therefore, when trying to assess the Cold War's significance: the recent past is bound to look different when viewed through the binoculars of a distant future.“ (John Lewis Gaddis, *The Cold War. The Deals. The Spies. The Lies. The Truth*, London 2005, 260.)

- 54 Hans Mommsen, Österreich im Kalkül der Hitler'schen Außenpolitik, in: Heinrich Berger u. a., Hg., Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz, Wien/Köln/Weimar 2011, 167–174, nimmt darauf andeutend Bezug.
- 55 Es ist sehr begrüßenswert, dass Projekt-Einreichungen in Österreich vor allem auch an „ausländische“ Gutachter/innen gehen (übrigens: die EU-Vorstellungen liefen anfangs quasi auf eine Abschaffung der Notion „Ausland“ innerhalb der EU hinaus); andererseits überantworten wir uns damit tendenziell den „großen“ Kulturbereichen, die a priori über ungleich mehr symbolische Macht verfügen. Es ist anzustreben, dass auch „kleine Länder“ – die es, einer absurden französischen Formel zufolge, leichter haben: in Wahrheit haben sie es schwerer – mehr an diesen peer review-Systemen teilnehmen können.
- 56 Schon ganz am Anfang ihrer „Academic Tribes“ schreiben Becher und Trowler von „largest markets“ und von „chasing the dollar (or the Euro)“, was sich konkret auf die Finanzierung von Projekten bezieht, aber natürlich in einem ganz umfassenden Sinn verstanden werden kann (S. 8).
- 57 Für ein Schriftenverzeichnis siehe: Hans Petschar/Georg Rigele, Hg., Geschichte. Schreiben, Wien 2004. Inzwischen sind natürlich etliche Aufsätze dazugekommen; meine rezentesten Bücher sind: In the Presence of the Future. Mapping the Roads to Tomorrow, Frankfurt am Main u. a. 2012 und The Narrative of the Occident. An Essay on Its Present State, Frankfurt am Main u. a. 2009.
- 58 Pierre Bourdieu, Esquisse pour une auto-analyse, Paris 2004, passim u. bes. 36–37.
- 59 Claude Lévi-Strauss schrieb in den Tristes Tropiques (zitiert nach der Pleiade Ausgabe, Paris 2008 [ursprünglich 1949], S. 168) über die Tereno: „Un Allemand du XVIIe siècle qui s'était aventuré dans ces régions, comparait ces relations [zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten] à celles existant de son temps en Europe centrale entre les féodaux et leurs serfs.“ Das ist ein Hineintragen vertrauter Muster in eine Situation, deren Beobachtung zu mehr Bedeutungsbildung als Bedeutungsnachvollzug führt.
- 60 Denken wir an das schöne Wort, wenn ein Staat eine Nationalmannschaft und eine Nationalbank habe, sei er wohl auch eine Nation. Wo bleibt dann, dem „Dritten Lager“ zufolge, die deutsche Nation in Österreich? Das Beispiel der Unmöglichkeit, *nation* einfach mit Staat zu übersetzen, wirkt fast schon abgeschmackt. Die Folgerungen sind aber weitläufiger als angenommen wird. „*Statist*“ scheint im Englischen einfach staatsbezogen zu bedeuten (bringt aber doch auch, konnotativ, Schwerfälligkeit und Beharrungsvermögen der Staaten auf), Und wenn die Germanophonen „zu viel Staat“ sagen, ist das mit dem Englischen (vor allem des US-Sprachegebrauchs) mit „too much government“ einigermaßen, aber nicht wirklich deckungsgleich wiedergegeben. Das ist nur der allersimpleste Einstieg. Aber bedenken wir, was es für Probleme aufwirft, dass die Vorstellungspanoramen bei so simplen Allerweltsnotionen wie Nation und Staat in so nahen Sprachen so inkompatibel sind. In Frankreich wird statt *nation*, als wären diese Begriffe austauschbar, *république* gesagt, was aber, via ihre drei Prinzipien, auch gleich eine Menge Ideologisierung einbringt, bis hin zu sozialistischen Ideen.
- 61 Paul Trowler/Murray Saunders/Veronica Bamer, Hg., Tribes and Territories in the 21st Century. Rethinking the Significance of Disciplines in Higher Education, London/New York 2011.
- 62 Catherine Manathunga/Angela Brew, ebd., 44–55 schlagen denn auch neue Metaphern vor (s. unten), des Umstands eingedenk, dass es ohne sie eben nicht geht.
- 63 Brotton, Twelve Maps, 13: „Belief in the objectivity of the maps has found itself subject to profound revision, and it is now recognized that they are intimately connected to prevailing systems of power and authority.“ Aber im Wissenschaftsbetrieb wurde die „Kartographie“ sozusagen für bare Münze genommen.
- 64 Zum Realen des kollektiven Lebens gibt es an diesem Punkt eine nicht uninteressante Entsprechung. Die alten Grenzen der Nationalstaaten wurden da oder dort – wegen gewisser „Sachzwänge“ – tatsächlich überschritten, aber das alles ist reversibel. Die Saarbrückener Straßenbahn fährt nach Sarreguémès in Frankreich, kürzlich wurde eine S-Bahn Freiburg–Mulhouse eröffnet, der Salzburger Verkehrsverbund gilt bis ins bayerische Traunstein und eine S-Bahnlinie fährt von Berchtesgaden via Salzburg nach Golling. Auf der anderen Seite hat sich bis heute eine effektive Integration der nationalen europäischen Eisenbahnen als ewig entweichendes Ziel erwiesen.
- 65 Vage wäre sie vorstellbar nach dem Muster, wie es Stephen Greenblatt in The Swerve präsentiert (s. Anm. 32).

- 66 Georg Schmid, Hg., *Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft*, Wien/Köln 1986. Was das catchword *Semiohistorie* betrifft, blieb von mir allerdings unbeachtet, dass es sich für das spöttelnde „Semihistorie“ nachgerade anbot: Halbe Geschichte; aber auch viele Semiotiker/innen, so weit sie überhaupt unserer Demarchen inne wurden, fanden wenig Gefallen an der Diachronisierung ihrer Disziplin.
- 67 *Zeichen und Bilder der Geschichte. Doppelheft Zeitgeschichte* (Wien), 1989.
- 68 Es ist signifikant, dass dieser so außergewöhnlich brauchbare Begriff in andere Sprachen wie etwa Englisch oder Französisch nicht übersetzbar ist, sondern nur umschrieben werden kann – und letztlich unbegreiflich bleibt.
- 69 Hans Petschar, Hg., *Identität und Kulturtransfer. Semiotische Aspekte von Einheit und Wandel sozialer Körper*, Wien/Köln/Weimar 1993.
- 70 Im Vorwort des Bandes *Identität und Kulturtransfer* (Anm. 57) schrieben Sigrid Schmid-Bortenschlager und ich: „Das große Frankreich und das kleine Österreich, Paris, eines der klassischen Zentren der philosophischen und humanwissenschaftlichen Theoriebildung, und Salzburg, Provinz, Peripherie selbst im kleinen Österreich [...]“. Das war nicht unironisch gemeint, erwies sich allerdings als eine simple Konstatation. Es trifft genau den Punkt, den ich hier mehrere Male mit Hinweisen auf das Gefälle „Großmächte“ versus „Kleinstaaten“ gemeint habe. Es steht indessen keineswegs a priori fest, dass die Protagonist/inn/en letzterer intellektuell unterlegen sind: vielmehr ist es hoch an der Zeit, mit mehr Selbstwertgefühl aufzutreten. Damit allein wäre es freilich nicht getan: die „Großmächte“ müssten ihrerseits von ihrem hohen Ross absteigen; die Einwohnerzahl eines Landes hat aber auch schon gar nichts mit den wissenschaftlichen Qualitäten seiner Forscher/innen zu tun.
- 71 Diese These geht bekanntlich auf Robert Mertons *Osiris*-Aufsatz von 1938 zurück, mit dem er weithin bekannt wurde, findet sich jedoch zumindest latent und in leicht variiertes Form in nahezu allen seinen anderen Publikationen auch.
- 72 Es genügt allerdings offenkundig nicht, auf Englisch zu schreiben, was ich seit gut einem Jahrzehnt tue. Ungleich wichtiger ist es, rechtzeitig sich quasi „einzukaufen“ in ein Zitierkartell. Im Allgemeinen sind diese Kartelle im anglophonen Bereich sehr viel gewichtiger als sonst wo. Zu denken ist auch an die Unsitte des Vorauslobes, wenn – zugegebenermaßen nicht selten vorzügliche – Bücher von Star-Autor/inn/en vor Erscheinen des Buchs bereits mit den Bestnoten zensuriert werden, während andere Bücher gar nicht wahrgenommen werden.
- 73 Ich finde es seltsam, dass in *Lieux de mémoire* (hg. v. Pierre Nora, 3 Bde, Paris 1997) das Kino praktisch nicht vorkommt (obzwar Frankreich bereit wäre, Freihandelsverhandlungen zu torpedieren, nur um seine Filme und Chansons zu schützen): indessen wird kaum irgendwo die kollektive Erinnerung so gepflegt wie in den Orten der Kinotheater. Im 3. Band von *Faire de l'histoire* (Jacques Le Goff/Pierre Nora, Hg., Paris 1974) gibt es immerhin einen Aufsatz über den „Film als Gegenanalyse der Gesellschaft“, 236–255.
- 74 Vgl. etwa Jürgen E. Müller/Markus Vorauer, Hg., *Blick-Wechsel. Tendenzen im Spielfilm der 70er und 80er Jahre*, Münster 1993.
- 75 *Die Wahrheit des Films/Cinema's Truth*, ÖZG 24 (2013), Bd. 3, hg. von Thomas Ballhausen/Alessandro Barberi.
- 76 Wie Jared Diamond sagt. Vgl. *There is a lot of turf warfare*. Gespräch zwischen Jared Diamond und Gillian Tett, in: *Financial Times*, 12./13. Okt. 2013, *Life and Arts Section*, 6.
- 77 *Ebd.*